This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Slav 7558.35

Harvard College Library

GIFT OF

Archibald Cary Coolidge, Ph.D.
(Class of 1887)
ASST. PROFESSOR OF HISTORY

Received 23 Jun, 1899

Die Märtyrerkirche

der evangelisch-lutherischen

Slovaken,

im Jahre des 1000jährigen Jubiläums
ihrer Gründung

historisch geschildert

von

Lic. theol. **Johannes Borbis.**

Der Reinertrag ist für die neu zu gründenden Lehranstalten unter den evangelischen Slovaken bestimmt.

Erlangen, 1863.
Andreas Deichert.

Slav 7558.35
~~HH 9701~~
~~Aus 89101.1~~

490.
Harvard College Library,
Gift of
Dr. A. C. Coolidge.
23 June. 1899.

„Die Tage deines Leides ſollen ein Ende haben"

Jeſaia 60, 20.

Vorwort.

In diesem Jahre feiern die Slovaken mit den meisten ihrer slavischen Bruderstämme das tausendjährige Jubelfest der Gründung der christlichen Kirche unter ihren Vätern. Pflegt man schon im gewöhnlichen Leben zur Erinnerung an dieses oder jenes rein weltliche Ereigniß 25-, 50- oder 100-jährige Jubiläen feierlich zu begehen, um wieviel mehr Berechtigung hat ein Fest, das an die höchsten Gnadengüter, die einem großen weitverzweigten Volke vor 1000 Jahren geschenkt sind, erinnert.

Dieses nicht allein für die Slaven, sondern für die Gesammtkirche bedeutungsvolle Gnadenjahr in's rechte Licht zu stellen ist der Zweck dieser Denkschrift. Soll die Geschichte des Reiches Gottes als ein Ganzes erfaßt und die wundersame Weisheit göttlicher Führungen erkannt werden, von welcher dieses Ganze durchwaltet ist, so muß ja doch zuvor die Geschichte der einzelnen Volks- und Landeskirchen, welche Glieder an dem zerrissenen und doch von Einem Haupte zusammengehaltenen Einem Leibe sind, uns klar vor Augen stehen. Einen Beitrag dazu hat der Verfasser an seinem Theile bereits in einem größeren vom Prof. Dr. Luthardt bevorworteten Werke: „Die ev.-luth. Kirche Ungarns in ihrer geschichtlichen Entwicklung nebst einem Anhange über die Geschichte der protest. Kirchen in den deutsch-slavischen

Ländern und in Siebenbürgen" (Nördlingen, Beck 1861) darzubieten gesucht. Die freundliche Aufnahme dieses Buches, sowie die von mehreren Seiten im ev. Deutschland an ihn ergangenen Aufforderungen, die Geschichte seiner heimathlichen Kirche auch größeren Kreisen zugänglich zu machen, haben ihn zur Abfassung der hier vorliegenden Denkschrift ermuthigt. Den Hauptgegenstand bildet zwar die Kirchengeschichte der Slovaken, doch ist möglichst die ganze ev.-luth. Kirche Ungarns berücksichtigt.

Außer den in jenem größeren Werke häufig angeführten Quellen, sind bei dieser Arbeit, abgesehen von dem in verschiedenen slavischen Zeitschriften zerstreuten Material, hauptsächlich benutzt: Šafárik, slav. Alterthümer (2 Bde. Leipzig, 1843 u. 44); Wattenbach, Beiträge zur Geschichte der christl. Kirche in Mähren und Böhmen (Wien, 1849); Červenák, Zrcadlo Slovenska d. h. Spiegelbild der Slovakei (Pesth, 1844); Mailáth, Geschichte der Magyaren (2. Aufl. 3 Bde. Regensburg 1852—53) und desselben neuere Geschichte der Magyaren (2 Bde. ebend. 1853).

Der HErr der Kirche wolle in Gnaden auch durch diese schwache Arbeit meinem hartbedrängten Volke und seiner aufs äußerste gefährdeten Kirche viele aufrichtige Freunde in Deutschland und unter den Glaubensbrüdern aller Lande erwecken!

Erlangen, am 10. Trinitatissonntage 1863.

J. K. Borbis.

Einleitung.

Wie es unter den Menschen Einzelne gibt, welche mehr denn Andere die Kreuzesschule durchzumachen von Gott gewürdigt sind, so auch unter den Völkern. Gilt dies namentlich von einem großen Theile der slavischen Völker und insbesondere von dem slovakischen Stamme, so hauptsächlich von den evangelischen Slovaken, mit denen wir uns näher bekannt machen wollen. Sie sind in der That ein Volk des Kreuzes, so daß sie mit Hiob (6, 2. 3.) sprechen können: „Wenn man meinen Jammer wöge, und meine Leiden zusammen in eine Wage legte, so würde es schwerer sein, denn Sand am Meer.“ Aber sie können auch mit fröhlichem Herzen in die köstlichen Worte des heil. Apostel Paulus (2 Cor. 1, 3—5) einstimmen: „Gelobet sei Gott und der Vater unseres HErrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes. Der uns tröstet in aller unserer Trübsal, daß wir auch trösten können, die da sind in allerlei Trübsal, mit dem Trost, damit wir getröstet werden von Gott. Denn gleichwie wir des Leidens Christi viel haben: also werden wir auch reichlich getröstet durch Christum.“ Daß dem so sei, davon werden wir uns durch einen Ueberblick über die Geschichte ihrer Kirche überzeugen. Es gibt gewiß kein anderes Volk,

welches für den evangelischen Glauben so viel erduldet hätte, als das slovakische. „Soweit das Märtyrerthum in einer Volkskirche rein sein kann, ist es bei den Slovaken rein gewesen, und sind sie dadurch in ihrem äußeren Bestande auch gegen die reformirten Magyaren bis auf diesen Tag in Nachtheil gekommen, so wird ihre Treue vor Gott unvergessen sein. Je weniger wir den Slovaken eine hervorragende Volksthümlichkeit zusprechen können, desto mehr bewundern wir ihre geistlichen Gaben und freuen uns dieser Passionsblume, die unter Dornen verdeckt Gott zum Preise geblüht hat." So urtheilt Dr. Münkel (in einer theologischen Zeitschrift vom Jahre 1861), der sich mit der Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche Ungarns recht vertraut gemacht hat.

Bevor wir nun zur Darstellung der Kirchengeschichte unter den Slovaken schreiten, — wo wir im ersten Kapitel ihre Bekehrung zum Christenthum, im zweiten Kapitel ihre Kirchengeschichte bis zur Reformation, im dritten Kapitel ihr Märtyrerthum, herbeigeführt durch die Jesuiten, bis zum Jahre 1791, und im vierten Kapitel ihre Bedrückungen seitens des Magyarismus bis auf die neueste Zeit betrachten wollen, — sehen wir uns in der Einleitung ihr ältestes (heidnisches) Zeitalter etwas näher an.

Die Urheimath der Slovaken ist das Donaugebiet und das Karpathengebirge in dem jetzigen Ungarn. Sie sind ein Stamm der großen Slaven-Völkerfamilie, welche beinahe den zwölften Theil der Gesammtbevölkerung des Erdkreises und fast ein Viertel der christlichen Kirche bildet.

Die älteste Geschichte der Slovaken ist in der Gesammtgeschichte der übrigen slavischen Stämme enthalten. Das erste graue Zeitalter der Slaven ist indeß ähnlich wie das ihrer uralten Nachbarvölker in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Gewiß ist es aber, daß ihre Urheimath noch vor den Anfängen der historischen Zeit ebenso wie die andrer alten Völker (der Celten, Germanen, Griechen und Römer) Europa ist. Die Slaven gehören ebenso wie die Deutschen der indoeuropäischen Völkerfamilie an und sind am nächsten verwandt mit den thracischen, celtischen, germanischen und lithauischen Stämmen. Der erste Ursprung der Slaven, gleichwie der jener Völker, ist aus der Wiege des Menschengeschlechts, die man allgemein in Indien und Tibet sucht, herzuleiten.

Die Vorfahren der späteren Slaven nannten sich Serben, während sie von den übrigen Völkern Europas mit dem Namen Winden (auch Weneten) und Sporen bezeichnet wurden. Unter den Namen Slaven und Anten sind späterhin zwei slav. Hauptstämme, die sich zuerst und am meisten in den Kämpfen mit den Griechen auszeichneten, bekannt. Die alten und mittelalterlichen historischen Schriftsteller sprechen indeß von allen diesen Stämmen als von Einem ureinheimischen Volke.

Schon der Vater der Geschichte Herodot (ein Grieche) erwähnt im 5. Jahrhundert vor Christi Geburt die Slaven als ein großes Volk. Die hist. Schriftsteller des 6. Jahr-

hunderts nach Christo Jornandes (ein Gothe) und Prokop (gewöhnlich Prokop von Cäsarea genannt, ein Grieche) sprechen mit Verwunderung von der Menge slavischer Stämme, und berichten, daß sie um die Mitte des 4. Jahrhunderts bereits da ansäßig waren, wo sie im 5. und 6. Jahrhundert wohnten. Der Erstere erzählt, daß die Länder hinter den Karpathen, der Andere, daß die Länder am schwarzen Meere von unzähligen windischen, antischen und slavischen Völkern bewohnt waren.

Von Slaven besetzt war vor tausend Jahren außer dem jetzigen Rußland, Polen, Schlesien, Lausitz, Böhmen, Mähren, Kärnthen, Steiermark, Slavonien, Kroatien, Serbien, Herzegovina, Montenegro und Bulgarien, noch fast die Hälfte der jetzigen deutschen Länder (so fanden sich Slaven zwischen Saale, Elbe, Oder, Ostsee, — jetzt gewöhnlich polabische Slaven genannt: Weleten oder Lutizer, Bodrizer, Sorben, Weneten, Obotriten ꝛc.), ferner das ganze heutige Ungarn (vor dem Eindringen der Magyaren,) wie auch viele der jetzt von den Türken beherrschten Landstriche auf der thracischen Halbinsel, ja sogar in Kleinasien.

Der erste bekannte slav. Chronist Nestor, ein Mönch zu Kiew in Rußland aus dem 12. Jahrhundert, der über die Slaven aus urältester Zeit (nämlich von der Sündfluth an) bis zum Jahre 1114 berichtet, nennt sie Illyrier und Slovenen, die ursprünglich an der Donau in dem jetzigen Ungarn und Bulgarien wohnten, dann von da aus nach großer Vermehrung in verschiedene Landstriche Europas übersiedelten und nach ihren Niederlassungsorten benannt wurden. So hießen z. B. diejenigen, die sich an dem Flusse March (slavisch **Morava**) festsetzten, Mähren, andere wieder Czechen (die jetzigen Böhmen), Chorvaten (Kroaten), Serben, Lächen (an dem Flusse Weichsel), Polianen, Lu-

titſcher, Maſowier, Pommern, Polänen (am Dniepr), Drewier (von drevo d. h. Holz, weil ſie in Holzungen ſaßen), Dregowitſchen (zwiſchen Pripät und Düna), Polozker ꝛc.

Wir ſehen, wie verſchiedene Namen die Slaven trugen. Die alten ausländiſchen (beſonders griechiſchen und lateiniſchen) Schriftſteller bezeichneten die Slaven häufiger mit dem Namen „Sclavi", „Sclavini",, als mii „Slavi," „Slavini", — was offenbar auf einer Verdrehung der fremden Zunge beruht, indem das harte ſlaviſche l durch einen vor dem l eingeſchobenen Buchſtaben c, k, auch t wiedergegeben wird, wie in Visla Weichſel: Viscla auch Vistula; ein Zuſammenhang mit dem Worte „Sklave" findet nicht Statt. Die Slaven waren ja nach der Bezeugung derſelben Schriftſteller ein freies ſelbſtändiges Volk. Im Laufe des 9. und 10. Jahrhunderts, zur Zeit der Verwüſtungskriege, wo die von den Feinden gefangenen Slaven als gute, treue und fleißige Arbeiter verkauft wurden, erhielt allerdings der nationale Name dieſer unglücklichen Gefangenen die Bedeutung von Sklaven (Knechten), aber auf das ganze Volk konnte dies nie bezogen werden.

Das haben wir bereits oben erfahren, daß ſchon im tiefen Alterthume neben dem Namen „Serben" auch der Name „Slaven" bei dieſem Volke üblich war. Dieſe letztere Benennung kam nun immer allgemeiner in Gebrauch, bis ſie zuletzt als Stammname des geſammten ſlav. Volkes in Schrift und Leben ausſchließliche Geltung erreichte.

Ueber die Bedeutung dieſer Bezeichnung iſt man noch immer nicht einig. Das Wort „Slovan" (Slavus, Slave) wird nämlich entweder von „slovo" (das Wort), oder von „sláva" (der Ruhm), und von Einigen auch von einem unbekannten Ländernamen abgeleitet. Beide Worte sláva

und slovo finden ihre Vereinigung in „sluju" (dafür auch „slovu" „sluti" im Böhmischen) „ich werde genannt." Das Wahrscheinlichste ist es nun, daß die Slaven im Unterschiede von den benachbarten Deutschen, welche sie, weil sie selbst das Deutsche nicht verstanden, ganz naiv „Nemci" („nemec" von „nemý" d. h. stumm) nannten, sich als „Redende" d. h. einer verständlichen Sprache sich bedienende — bezeichneten.

Der Name „Slave" hat sich in seiner ursprünglichen Aechtheit bis auf den heutigen Tag am reinsten bei den Slovaken in Ungarn und bei den Slovenzen in Steiermark und Kärnthen erhalten. Daher nennen die Slovaken ihre Sprache „slovenská reč" (slovenčina) und ebenso die Slovenzen „slovénshina" d. h. das Slavische.

Daß alle slav. Stämme ein ursprüngliches und selbständiges, ein eigenthümliches und reines Urvolk bilden, dafür spricht nicht nur ihre natürliche, körperliche und moralische Eigenthümlichkeit, ihre Religion und öffentliche Ordnung, sondern auch der durch und durch originelle Charakter ihrer Sprache in der Materie wie in der Form. Es giebt sich noch heute in den Volkssitten, Gebräuchen und Gewohnheiten bei allen slav. Stämmen, obwohl sie weit von einander wohnen, die schönste Uebereinstimmung kund.

Hieraus läßt sich auch mit Sicherheit auf ein uraltes gemeinsames Vaterland der Slaven schließen.

Nur die Bulgaren (jetzt unter der türkischen Herrschaft), ursprünglich Stammverwandte der Hunnen, sind ein Gemisch von Slaven und uralischen Finnen, welche Letztere Sitte und Sprache der Slaven angenommen haben.

Die Slaven waren von jeher ein sanftes, friedliches, arbeitsames, fröhliches, und dabei Häuslichkeit, Gastfreundschaft liebendes, Ackerbau fleißig treibendes und eben des-

halb allen Kriegs- und Räuberzügen abgeneigtes Volk. Und dies ist der Hauptgrund, weshalb sie in der ältesten europäischen Geschichte so wenig erwähnt werden, während diese von den blutigen Kämpfen der Nachbarvölker der Slaven, von den gewaltigen Eroberern und Unterdrückern mit Vorliebe berichtet. Doch auch die Slaven verstanden da, wo es unumgänglich nothwendig war, die Waffen so tapfer zu führen, als ihre geübteren Feinde, nur daß ihnen der Krieg nie als Handwerk, wie anderen barbarischen Horden, galt, sondern daß er von ihnen lediglich vertheidigungshalber geführt wurde.

Die Slaven, in ihren europäischen Ursitzen, in schwer zugänglichen und vom Meere entlegenen Gegenden ein harmloses Dasein führend, hatten nun trotz aller Angriffe seitens der räuberischen Nomadenvölker weit geringere Verluste an Menschen, als die kriegerischen Scythen, Sarmaten, Celten und Gothen. Diese unterwarfen zwar, wie später die Mongolen, den einen oder den anderen slav. Stamm, begnügten sich aber gewöhnlich mit Abgaben, die ihnen einen leichten Lebensunterhalt gewährten, und schonten eben deshalb auch das eigentliche Volk klüglich. In dieser Weise vermehrte sich das slav. Volk so übermäßig, daß das Land der Väter nicht mehr ausreichen wollte, und eine Auswanderung unvermeidlich wurde.

Es lassen sich zwei Hauptzeiten der Ausbreitung der Slaven in Europa unterscheiden: einmal in der uralten Zeit (vom 4. Jahrhundert vor bis zum 2. Jahrhundert nach Christo) war ihr Zug nach Norden gerichtet, wo ihre Neigung zum Landbau in den weiten Ebenen des inneren Rußland die volle Befriedigung fand; das andere Mal (namentlich vom 3. bis zum Anfange des 7. Jahrhunderts in der Zeit der großen Völkerwanderung) nahm ihr Zug

die entgegengesetzte Richtung, nämlich von Norden nach Süden und Südwesten, — aus den hinterkarpathischen Ländern besonders nach Illyrien, Pannonien (in das jetzige Ungarn, in ihr Urland, von wo aus sie im 4. Jahrhundert vor Christo von den Celten verdrängt waren) und nach Deutschland. Die ruhige Ausbreitung der Slaven wurde ganz besonders durch den Fall der Hunnen und des römischen Reiches begünstigt. Auf der Scheide des 5. und 6. Jahrhunderts beginnt ein neuer Zeitraum in der Geschichte der europäischen Menschheit, welcher das Uebergewicht der nordischen Stämme, der Germanen und Slaven über die Bewohner des Südens entschied.

Bei der Ausbreitung der Slaven ist hervorzuheben, daß sie sich nicht so, wie andere Völker, unter Einem Führer vereinigt, auf den Feind losstürzten, sondern daß sie in unzählige kleine und in keinem wechselseitigen Verband stehende Völkerschaften zerfallend, in geringen Haufen, einzeln und mit gehöriger Benutzung jedes günstigen Zeitpunktes — sich verschiedener Gegenden nach und nach friedlich bemächtigten.

Doch die Geschichte liefert uns auch einige großartige Beispiele der Vereinigung der noch heidnischen Slaven untereinander. Das eine Mal in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts nach Christo unter Samo (der hernach Winidischer König wurde), als die zerstreuten mehr oder weniger zahlreichen slav. Auswanderer gegen Süden und Westen von den räuberischen Awaren (einem mongolisch-finnischen Bastardvolke) überfallen wurden. Mit vereinten Kräften brachen die tapferen Slaven die wilde awarische Uebermacht in Pannonien (dem jetzigen Ungarn), Mähren und Böhmen.

Das zweite großartige Beispiel der vereinigten slav.

Macht giebt sich kund in Gründung der beiden mächtigen Monarchien Polen (um 840), und Rußland (im J. 862), wodurch ein Bollwerk gegen fernere Angriffe der asiatischen Barbaren errichtet ward, welches zugleich das übrige Europa vor der Gefahr der drohenden Muhamedanisirung schützte.

Der Slovaken früheste besondere Geschichte liegt bis nahe an das 8. Jahrhundert nach Christo im Dunkel. Erst nach dem Sturze der awarischen Macht erweckt ihr Auftreten unter ihrem ersten christlichen Fürsten Mojmir (von den fränkischen Schriftstellern Moymar genannt) Anfangs des 9. Jahrhunderts bedeutende Aufmerksamkeit in der europäischen Geschichte. Mojmir gilt für den ersten Gründer des in der Weltgeschichte rühmlich bekannten großmährischen Reiches. In dem ersten Kapitel unserer Darstellung werden wir Näheres davon erfahren.

Wir wollen nun noch auf die Religion und das Leben der heidnischen Slaven einen Blick werfen.

Wie sich in der Sprache und in dem ganzen Leben aller slavischen Stämme die schönste Uebereinstimmung, ja Gleichheit kundgibt, so ist im Wesentlichen auch ihre heidnische Religion eine und dieselbe.

Die Behauptung, daß die Religion der alten Slaven ebenso wie die der Perser im Allgemeinen ein Dualismus (Zweigötter-Lehre) sei, ist völlig unbegründet. Es läßt sich vielmehr nachweisen, daß bei ihnen der Glaube an Einen Gott! als den Schöpfer Himmels und der Erde vorhanden war, und daß sich somit ihre Religion zu der höchsten Stufe der heidnischen Volksreligionen erhoben hat. Wenn bei irgend einem heidnischen Volke, so tritt uns gewiß bei den Slaven recht klar entgegen, wie der gefallene sündhafte Mensch eines Erlösers, eines Mittlers bedarf.

So lange sie nun den einzigen wahren Heiland des ganzen Menschengeschlechtes (1 Tim. 2, 5) nicht kannten, suchten sie sich in verschiedenen Götzen die Vermittler zwischen sich und dem höchsten Gotte zu schaffen. Ihr höchster wahrer Gott war im Himmel, von dem sie glaubten, daß er selber unmittelbar auf der Erde nichts thue, indem er sich nur um himmlische Dinge bekümmere. So haben sie denn eine ganze Reihe von Halbgöttern, welche insgesammt dem höchsten Gott im Himmel untergeordnet waren. Diese Götter bezeichneten sie mit dem Namen „Belbog" (weiße, d. h. gute) und „Černobog" (schwarze d. h. böse Götter), die sie dann in wunderlichen großen oder kleinen Götzenbildern verehrten.

Die drei hervorragendsten slavischen Gottheiten waren: Svantovid oder Svatovit (auch Vitislav genannt), Gott der Sonne, der zukünftigen Dinge und des Sieges im Kriege; Radegast, (auch Radogost genannt), Gott der Gastfreundschaft und Beschützer der Reisenden und besonders der Krieger; und Prove oder Parom, Gott des Blitzes, Regens, Landbaues, des Rechtes und der Wahrheit.

Der Gottesdienst selbst geschah theils in Tempeln, theils auf Bergen, in Hainen und an Flüssen. Die Priester standen in großem Ansehen unter dem Volke, und namentlich der Oberpriester des Svantovid als des höchsten Gottes überragte noch an Ansehen den Landesfürsten. Die Tempel Svantovid's waren pomphaft und außerordentlich reich. Der prachtvollste war in der wendischen Stadt Arkona (an der äußersten nördlichen Spitze der Insel Rügen), von starken Wällen und Brustwehren umgeben. Nebst den Priestern bewohnten und bewahrten diesen Ort die ausdrücklich zu diesem Zwecke bestellten 300 Svantovidskrieger. Das Heiligthum selbst begrenzten vier durch Bret-

terwände verbundene Pfosten mit einem dunkelrothen Dache. Der Raum, in dem das Bild des Götzen stand, war noch durch Vorhänge besonders abgetheilt. Diesen innersten Raum durfte Niemand betreten; nur jährlich bei dem Erndtefeste ging der Oberpriester darin aus und ein, nachdem er am Tage zuvor die Stätte sorgfältig mit Besen gereinigt hatte; damit aber die Behausung des Gottes nicht entheiligt würde, eilte der Priester an die Thür, so oft er Luft schöpfen mußte. Das Bild Svantovid's war von übermenschlicher, riesenhafter Größe, eine aufrechtstehende hölzerne Bildsäule, darstellend eine Figur mit 4 Köpfen, 2 nach vorne, 2 rückwärts gewandt und von jedem Paare der eine rechts, der andere links hinblickend, Bärte und Haupthaar nach Landessitte geschoren. In der rechten Hand hielt der Götze ein mit theuren Steinen und Metallen verziertes Horn, welches jährlich einmal mit Wein oder Meth gefüllt ward, der linke Arm war in die Seite gestemmt, die Kleidung ein bis auf die Schienbeine reichendes Gewand.

Am Erndtefeste nahm der Priester das Horn aus der Hand des Gottes, weissagte daraus dem draußen harrenden Volke, ob ein fruchtbares oder unfruchtbares Jahr zu erwarten sei, je nachdem das Gefäß noch mehr oder weniger gefüllt sich zeigte. Hatte sich im Laufe des Jahres das Getränk im Horne bedeutend vermindert, so ermahnte der Oberpriester das Volk zum sparsamen Genuß der Feldfrüchte; war aber das Gefäß ziemlich voll, so wurde dem Volke freigebige Wohlthätigkeit an's Herz gelegt. Der Oberpriester goß dann das alte Getränk als Spende zu Svantovid's Füßen aus, füllte das Gefäß von Neuem und leerte es mit einem Zuge, nachdem er sich und dem Vaterlande Heil und dem Volke Zunahme an Macht und Siegen erfleht hatte. Wiederum füllte er dann das Horn und gab es dem

Götzen in die Hand. Hernach wurde ein großer Honigkuchen, der einem Manne glich, geopfert. Der hinter dem Kuchen stehende Priester fragte die Versammelten, ob sie ihn sähen. Lautete die Antwort verneinend, so wünschte er dem Volke, daß es ihn auch im kommenden Jahre wegen der Größe des Kuchens nicht sehen möge, womit er eine reiche Fruchtbarkeit für das künftige Jahr verhieß. Endlich ward der Kuchen unter das Volk vertheilt. Der Priester nahm dazwischen unter Ermahnung zur fleißigen Gottesverehrung die von dem Volke dargebrachten Gaben in Empfang, und der Rest des Tages wurde bei gemeinschaftlichem Gastmahle harmlos zugebracht, wobei aber Sitte und Ordnung gewahrt wurde, denn alle fleischliche Vergehen sah man als eine Beleidigung der Götter an.

Zu dem Dienste Svantovid's gehörte auch ein weißes Pferd, das für den Götzen gehalten und zur Zeichendeuterei gebraucht wurde. Man steckte nämlich Speere kreuzweis in die Erde, und aus der Art, wie das Pferd darüber hinwegschritt, weissagte man Gelingen oder Mißlingen des Unternehmens, das man vorhatte. Es gab auch eine Kriegsfahne Svantovid's, **Stanitia** genannt, von der man glaubte, daß das Heer, dem sie vorgetragen werde, sicher siegen müsse.

Der Reichthum des Svantovids-Tempels in Arkona war so groß, daß der Dänenkönig Waldemar nach der Zerstörung desselben im J. 1168 von der dort gemachten Beute 12 christliche Kirchen erbauen lassen konnte.

Der Götze Radegast war auch in großen meist ganz von Gold verfertigten Bildern dargestellt. Er trug eine Krone auf dem Haupte, auf welcher ein Schwan mit ausgebreiteten Flügeln saß. Die rechte Hand des Götzen, an die Brust angelehnt, hielt einen schwarzen Stierkopf, die Linke aber eine Axt, an deren langem Schaft eine Schlange einge-

ſchnitten war. Die Schlange war ein Zeichen der Klugheit und Vorſicht. Neben dem Götzen befand ſich eine prachtvolle Lagerſtatt zum Ausruhen. Radegaſt's Feſt wurde beſonders im Frühling von dem aus weiter Ferne verſammelten Volke namentlich auf dem zwiſchen Mähren und Schleſien gelegenen Berge Radoſcht, wo der prachtvollſte Tempel Radegaſt's war, 3 Tage lang gefeiert, wobei nebſt Opfern luſtige Unterhaltungen, von Geſang, Muſik und Tanz begleitet, ſtattfanden.

Der Götze Prove wurde in ernſter erſchreckender Mannesgeſtalt, auf einer Säule ſtehend, mit glühendfeurigem Geſicht und mit langen, zum Hören aufgerichteten Ohren dargeſtellt. Der eine Fuß des Götzen ſtand auf einer Glocke, in der rechten Hand hielt er eine breite, feuerrothe Pflugſchar, in der linken aber einen grünen Spieß, an dem ein Fähnlein angeheftet war. Prove's Kopf war von Silber, ſein Schnurrbart von Gold, die Füße von Eiſen und das Uebrige von Holz. Jeden Montag wurde ihm geopfert, womit zugleich die Ausübung der Gerechtigkeit in Verbindung ſtand.

Die Tempel der heidniſchen Slaven waren durchgängig ſehr ſchön verziert und ſtanden auf Anhöhen und in den Hainen, wo das Volk ſeine Opfer an Vieh, Schafen und Früchten darbrachte. Menſchenopfer fanden nur von auswärts bei einigen Stämmen an der Oſtſee und in Rußland einen theilweiſen Eingang. Die Erſtlingsfrüchte wurden aber überall auf den Opferaltar niedergelegt, was ſpäterhin der Kirche zu Gute kam. Der Landbau und die Häuslichkeit, wo der Menſch am beſten ſeine Beſchränktheit und Abhängigkeit fühlt, machten das Verhalten der Slaven gegen ihre Gottheit zu einer zarten Hingabe an den Allmächtigen, zum kindlichen Vertrauen auf ihn und zur demü-

thigen Ergebung in seinen Willen. Der Slave pflegte Alles mit Gott anzufangen, und Gott war mit ihm und bei ihm, auf den er sein ganzes Hoffen setzte. Dies führte nun das slavische Volk zu immer innigerem Glauben und zu tiefster Frömmigkeit. Und der Glaube an die Auferstehung und Wiedervergeltung nach dem Tode war schon in der heidnischen Zeit sein Seelentrost.

Aus diesem kurzen Umrisse der heidnischen Volksreligion der Slaven läßt sich deutlich auch auf die Gestaltung ihres Familien- und Staatslebens schließen.

Der Ackerbau war das ursprüngliche Hauptelement des slavischen Lebens, wodurch alles Andere bestimmt wurde. Selbst der Bau der Häuser, die in bestimmter Entfernung von einander standen, mußte diesem Zwecke dienen, indem jede Familie inmitten ihrer Güter und Fluren wohnte. Diese Gewohnheit findet sich noch heutzutage besonders bei den südlichen Slaven, bei den Serben und Kroaten.

Der Vater als Familienoberhaupt herrschte unumschränkt über das ganze Haus und war zugleich Hauspriester. Die Frauen wurden nicht nach orientalischer Sitte behandelt, sondern durften überall erscheinen. Vielweiberei war zwar nicht verboten, jedoch nur bei den Häuptlingen üblich. Schon von den ältesten Geschichtsschreibern wird namentlich auch die treue Fürsorge, welche die Kinder den Eltern erwiesen, sehr hoch gerühmt. Alte, Kranke und Arme wurden ebenfalls sorgfältig verpflegt. Bettler und Landläufer sah man in slavischen Ländern nicht.

Die Todten wurden verbrannt, und je länger das Feuer (3—9 Tage) dauerte, desto pomphafter nannte man das Leichenbegängniß. Die Asche wurde in schön geformten und verzierten irdenen Urnen beigesetzt. Ueber solchen Urnen pflegte man den Häuptlingen große Grabhügel zu

errichten, die man Mogylen (Mohylas) nannte: In späteren Zeiten wurden die Todten, rein angekleidet, in Hainen, oder auf dem Felde, das sie besaßen, begraben. Es war Sitte, daß man ihnen unter den Kopf ein Brod, in die Hand aber ein Fläschchen Wein oder Honiggetränk (Honigbier, Wassermeth) und in's Grab ein Geldstück legte. Die Frauen besuchten in tiefer Trauer 30 Tage lang die Gräber ihrer Männer, wo sie laut weinend alle guten Eigenschaften der Verstorbenen aufzählten.

Die ausnehmende Gastfreundschaft der Slaven, welche als heilige Pflicht angesehen ward, wird selbst von ihren Feinden rühmlichst anerkannt. Sie waren und sind noch immer so erfreut, Gäste aufzunehmen, als wenn ihnen selbst dadurch ein besonderer Gefallen geschehe. Je mehr der Gast in ihrem Hause genoß, desto höher wurde er geschätzt.

In Gesang, Musik und Tanz bestanden von jeher die slav. Nationalunterhaltungen und Vergnügungen.

Alle Slaven waren ursprünglich gleich frei und gleich berechtigt. Die Staatsangelegenheiten entschied das Volk selbst. Dies hing mit dem patriarchalischen Wesen der Slaven auf's innigste zusammen. Die in den allgemeinen Volksversammlungen erwählten Häuptlinge (Lechen, Pane, Wladyken, Župane, Bojaren, Knesen ꝛc. genannt) leiteten die einheimischen Angelegenheiten, die gottesdienstliche Ordnung, die Staatsverwaltung, das Recht, die Gerichte, den Handel und Wandel, sowie Krieg und Frieden. Schon in uralter Zeit hatten die Slaven ihre Gesetzbücher, die theils mündlich vom Vater auf den Sohn vererbt, theils von den Priestern nach Art der Runen auf Tafeln geschrieben wurden. Die Sklaverei war ihnen fremd, und unter die ältesten ihrer Satzungen gehörte es, daß jeder fremde Gefangene

sich entweder ohne weiteres loskaufen oder unter ihnen als Freier und als Freund verbleiben konnte; und jeder slavische Gefangene, in wessen Gewalt er sich auch befand, wurde, sobald er slavisches Land betrat, sofort freigegeben.

Dies Alles mag auch die Stufe der altslavischen Bildung bezeichnen.

Doch die alten Slaven waren nicht nur im Ackerbau meisterhaft geübt, sondern auch in mancherlei Gewerben, wie im Zimmern und Schmieden, im Häuser- und Schiffsbau, in der Gerberei und Riemerei, im Bergbau und in der Bildhauerei, wie auch im Handel wohlbewandert. Ihre mit unermüdlichem Fleiße betriebene Gewerbthätigkeit fand allgemeine Anerkennung. Deshalb erfuhren ihre zahlreichen Niederlassungen im Herzen von Deutschland Jahrhunderte lang nicht nur keinerlei Anfechtung, sondern man suchte in Anerkennung ihres Fleißes und großer Befähigung eine immer größere Zahl derselben zu begründen. So lockte unter Anderen auch der heil. Bonifacius zu Anfange des 8. Jahrhunderts durch reiche Gnadengeschenke zahlreiches slavisches Volk in die Gegend von Fulda, an den oberen Main, in das Würzburgische, Bambergische, Baireuthische, lauter Gegenden, die nach Ausrottung zahlreicher Wälder in fruchtbares Ackerland verwandelt wurden und noch lange „Windische" hießen.

Fassen wir nun noch zum Schluß die vorzüglichsten Eigenthümlichkeiten des slavischen Charakters zusammen, so sind dieselben: Einfalt ohne Arglist und Trug, Aufrichtigkeit, Gefälligkeit, Freundlichkeit, Frömmigkeit, Biederkeit, Zähigkeit und ein ausdauernder Fleiß in der Arbeit.

Erſtes Kapitel.

Die Bekehrung der Slovaken zum Chriſtenthum durch die Slaven-Apoſtel: Cyrill und Method.

Wir kennen nun bereits das alte ſlaviſche Volk und ſeine Religion.

Mochte die Religion der heidniſchen Slaven verhältnißmäßig noch ſo vollkommen geweſen ſein, ſo war ſie doch nur heidniſch, und das arme Volk ſaß in Finſterniß und Schatten des Todes (Luc. 1, 79). Denn die Slaven kannten damals noch nicht das wahrhaftige Licht des Lebens, welches alle Menſchen erleuchtet (Joh. 1, 9; 8, 12); ſie beteten noch nicht zu dem, der allein der Weg, die Wahrheit und das Leben iſt (Joh. 14, 6); ſie glaubten ja noch nicht an den, durch den ſie ſowie alle gläubigen Chriſten allein ſelig werden konnten (Apoſt.-Geſch. 4, 12; 16, 30 f.); ſie hatten noch nicht den Troſt, daß das Lamm Gottes auch für ſie erwürget, daß der ewige Sohn Gottes auch für ihre Sünden geſtorben und auch um ihrer Gerechtigkeit willen auferſtanden ſei.

Doch der allbarmherzige gnädige Gott, der König auch über die Heiden iſt (Pſ. 47, 9), ließ das Wort des Propheten (Jer. 4, 2): „Und die Heiden werden in ihm (dem Meſſias) geſegnet werden und ſich ſeiner rühmen“, — auch an den heidniſchen Slaven in Erfüllung gehen.

Ewig denkwürdig bleibt in der Geschichte der slavischen Völker das neunte Jahrhundert, denn das ist vorzüglich ihre Missionszeit.

Die Slaven waren zur Zeit ihrer Bekehrung von zwei mächtigen christlichen Völkern, auf der einen Seite von den Griechen, auf der anderen von den Deutschen umgeben. Den Griechen waren die Bulgaren, Serben und Kroaten benachbart, den Deutschen mehr oder weniger die übrigen slavischen Stämme. Dort ist nun die erste Mission von den Griechen ausgegangen, hier von den Deutschen. Doch sie waren beide ohne Segen, wie wir bald sehen werden.

Bekanntlich war bereits zu der Zeit, als die Mission unter den Slaven in's Werk gesetzt wurde, in der christlichen Kirche ein großer Ansatz zu der Spaltung vorhanden, wie sie später durch eine Trennung in die griechische oder morgenländische, und in die römische oder abendländische Kirche erfolgte. An der Spitze der ersteren großen Partei stand der Patriarch (Oberbischof) von Konstantinopel, das Oberhaupt der letzteren aber war der Bischof (Papst) von Rom. Die griechischen Missionare unter den Slaven suchten nun vor Allem die Masse für den Patriarchen von Konstantinopel zu gewinnen, die deutschen Missionare dagegen waren thätig für den Papst in Rom. Aber weder die Einen noch die Anderen gebrauchten die rechten Mittel zur Bekehrung des armen heidnischen Volkes, und eben deshalb konnte das Christenthum keine gedeihliche Wurzel hier fassen, bis der allmächtige dreieinige Gott die Heilsboten Cyrill und Method aus der Mitte des slavischen Volkes selbst zu dem heiligen Missionswerke erweckte und berief.

Sehen wir uns nun zuerst den Stand der Dinge vor dem Auftreten dieser großen Slaven-Apostel an.

Um dieselbe Zeit, als im Westen durch die römischen Priester das Christenthum unter den germanischen Völkern verbreitet wurde, geschah dies auch im Osten unter den Slaven durch die griechischen Missionare.

Schon im 6. Jahrhundert arbeiteten die Griechen an der Bekehrung der Slaven in Mösien, Thracien, Dardanien und Macedonien. Allein ihr Werk wollte nicht recht gedeihen, weil sie den Slaven nicht in ihrer Muttersprache das Wort vom Kreuze verkündigten. Dazu kam noch der Einbruch eines wilden heidnischen Volkes, der uralischen Bulgaren im Jahre 678 in Mösien. Dies kriegsgeübte Volk unterjochte nicht nur Mösien, sondern späterhin auch die in den obengenannten Nachbarländern wohnenden und unter der byzantischen Oberherrschaft stehenden slavischen Stämme und nahm nach und nach, wie wir bereits in der Einleitung erwähnt haben, Sprache und Sitten der milden Slaven an. Es entstand nun ein großes, mächtiges bulgarisch-slavisches Reich, welches südlich vom Balkan begrenzt, sich nordwestlich bis zur Donau, ja sogar über die Donau durch die ganze heutige Walachei und das südöstliche Ungarn bis an die Karpathen erstreckte.

Die zum größten Theil bereits getauften Slaven, unter den heidnischen Fürsten Bulgariens stehend, liefen noch immer häufig zum alten Götzendienste, da ihnen eben die nöthige Belehrung im Christenthum in ihrer Muttersprache fehlte. Das kleine Häuflein der treuen Christen, welches sich daselbst in stiller Verborgenheit erhielt, ward in der ersten und zugleich letzten furchtbaren Verfolgung unter dem Fürsten Mortagon um das Jahr 836 schwer auf die Probe gestellt, wobei viele ausgezeichnete und bedeutende Männer unter ihnen den Märtyrertod fanden. Erst mit dem Auftreten der zwei obenerwähnten Slaven-Apostel sollte in den nächsten

Jahrzehnten die christliche Kirche in Bulgarien rechte Wurzel fassen und herrlich aufblühen.

Die Kroaten und Serben, welche im Westen die Nachbaren der Bulgaren waren, wurden nach Besiegung der Awaren und nach Gründung eines eigenen Reiches getauft, und zwar die Ersteren im J. 638 und die Letzteren im J. 640. Dies geschah besonders auf Betrieb des byzantinischen Kaisers Heraklius. Die Taufe wurde von den zu diesem Zwecke beorderten Priestern aus Rom vollzogen. Doch hinderten den guten Fortgang des Christenthums unter diesen zwei Stämmen nicht nur die Umtriebe einer Agitation für Rom einerseits und für Konstantinopel andererseits, sondern auch die geringe, kaum auf das Nothdürftigste sich beschränkende Heilserkenntniß der Missionare. Auch hier ist es erst dann anders geworden, als der gesegnete Einfluß der bereits genannten Slaven-Apostel sich geltend machen konnte. Die korutanischen Slaven, Winden, Weneden, auch Weneten, von ihnen selbst aber Slovenzen genannt (im jetzigen Illyrien, Steiermark, Kärnthen und vor Zeiten auch in Oesterreich) wurden mit dem Christenthum theils durch die italienischen Priester von Aquileja aus, theils durch die Deutschen von Salzburg aus zuerst bekannt gemacht. An ihrer Bekehrung arbeitete sehr eifrig der Bischof Rupert von Worms, der auch viele Klöster und ein Bisthum in Juvavia (in dem heutigen Salzburg v. J. 684 bis 718) anlegte. Er selbst unternahm Reisen in die Alpenländer (d. h. nach Kärnthen), taufte das Volk auf den Wunsch des Fürsten, lehrte dasselbe, stiftete Klöster, baute Kirchen und ließ Geistliche und Mönche in genügender Zahl im Lande zurück. Auch Rupert's Nachfolger Vitalis that Gleiches mit großem Eifer. Ganz besonders aber leitete die Missionsunternehmung der salzburger Bischof Vir-

gilius, welcher auch Apostel der Kärnthner genannt wird. Im Jahre 788 kamen diese Slaven unter die fränkische Oberherrschaft, und von da an stand der Verbreitung des Christenthums unter ihnen kein Hinderniß mehr entgegen. Im Anfang des 9. Jahrhunderts vollendete das angefangene Werk der salzburger Bischof Arno, der später bayerischer Erzbischof ward.

Wie die Mission von Aquileja aus unter diesen Slaven betrieben wurde, ist nicht näher bekannt; nur das wissen wir, daß Kaiser Karl der Große den Streit zwischen dem Bischofe von Aquileja und dem von Salzburg im Jahre 810 so entschied, daß er den Fluß Drau zur Scheide beider Sprengel bestimmte.

Die korutanischen Slaven standen nun forthin unter Aquileja und Salzburg. Ihr Gottesdienst wurde nach römischer Weise in der lateinischen Sprache abgehalten, bis die Wirksamkeit Cyrill's und Method's sich später auch auf sie erstreckte.

Wir haben nur noch die Slovaken und die Czechen (oder Böhmen) zu erwähnen, da unter den übrigen slavischen Stämmen vor Cyrill's und Method's Auftreten keine Missionsversuche bekannt sind.

Aehnlich wie die Korutaner, erhielten auch die Slovaken und die Mähren die erste Kunde vom Christenthum besonders von den deutschen Priestern. Wir haben schon in der Einleitung berührt, daß bereits der erste Großfürst des mährischen Reiches Mojmir (dessen Land unter die fränkische Oberherrschaft kam) ein Christ war. In Pannonien, oder in dem jenseits der Donau gelegenen Mähren bis zur Einmündung der Save in die Donau, auch Klein-Mähren genannt, das ebenfalls der fränkischen Oberherrschaft huldigte, wirkten die von dem salzburger Erzbischof Arno

gesandten Priester und Mönche, während in den Landen des Großfürsten Mojmir (815—846) und unter den Awaren an der Donau der frühere Bischof von Passau, Urolf, in Verbreitung des Christenthums eifrig thätig war. Urolf hat selbst den Fürsten Mojmir getauft. Dieser weise Fürst nun, dessen edles Streben dahin ging, seinem Lande den Frieden zu erhalten und dessen innere Kraft zu stärken, that alles Mögliche, um sein Volk zu Christo zu bekehren. Er gründete auch die ersten zwei Bisthümer in Olmütz und Nitra um das Jahr 826. Allein nur zu bald entbrannten aus selbstsüchtigen Bestrebungen hervorgegangene große Zwistigkeiten zwischen Urolf und dem salzburger Bischofsstuhle. Jeder von beiden wollte in kirchlicher Beziehung die Oberhand für sich gewinnen, und keiner von beiden trug Sorge um die wahre innere Bekehrung der heilsbegierigen, empfänglichen Slaven. Der fränkische König Ludwig entschied endlich den Streit im Jahre 829 zu Regensburg dahin, daß das Land ostwärts vom Kahlenberge, welches durch die Flüsse Spraza (Spiraza) und Raab in zwei Theile geschieden wird, seinem nördlichen und westlichen Theile nach zu Passau, dem östlichen und südlichen Theile nach aber zu Salzburg gehören sollte.

So kam das damalige Land Mähren diesseits der Donau bis auf das nitraer Fürstenthum unter den Sprengel des passauer Bisthums.

Ueber Urolf und seine Nachfolger schweigt die Geschichte der folgenden Zeit gänzlich. Dem getauften Theile der Slovaken und Mähren, der nunmehr unter der passauer und salzburger Geistlichkeit stand, wurde ebenfalls bis zur Ankunft der Brüder Cyrill und Method der Gottesdienst in der lateinischen Sprache gehalten.

Noch Eins müssen wir hier erwähnen. Der ernste

christliche Großfürst Mojmir blieb nicht bis zu seinem Tode auf dem Throne. Der fränkische König Ludwig setzte ihn nämlich im J. 846 ab, angeblich, weil er ihn in Verdacht hatte, daß er seine Macht noch bedeutend erweitern wolle. Doch wahrscheinlich sind da verschiedene fremde Ränke, hauptsächlich aber die Intriguen der salzburger Geistlichkeit mit im Spiele gewesen. Ludwig machte nun den Neffen Mojmir's, Rastislav (der von den Czechen auch Rastic und von den Franken Rastices genannt wird) zum Großfürsten des mährischen Reiches. Rastislav regierte vom Jahre 846 bis 870 und machte sich sehr berühmt. Er errang für sich und seine Völker Selbständigkeit und gründete das mächtige großmährische Reich, welches allen Angriffen äußerer Feinde bis auf die Ankunft der Magyaren trotzte.

In die Regierungszeit Rastislav's fällt auch die völlige Bekehrung seiner Völker und die Einführung der slavischen Liturgie, Ereignisse, welche an Bedeutung und Wichtigkeit nicht nur in der Geschichte der Slovaken und Mähren, sondern auch in der Geschichte ihrer benachbarten slavischen Brüderstämme alles Andere weit übertreffen.

In Betreff Böhmens fehlen hinreichend zuverlässige Nachrichten über die ersten Anfänge des Christenthums. Die fränkischen Chronisten erzählen zwar, daß sich im Jahre 845 in Regensburg 14 böhmische Große taufen ließen; allein in dem eigentlichen Böhmenlande selbst findet man keine Spur davon. Wahrscheinlich ist es, daß diese 14 Getauften aus dem nordwestlichen Böhmen (wo jetzt Eger, Wunsiedel, Waldsassen, Tirschenreut und Bernau liegen), einer Gegend, die bis zum 11. Jahrhundert zu Böhmen gehörte, stammten. Unter den eigentlichen Böhmen (Czechen) selbst öffnete erst die von Method an dem Herzog Borivoj vollzogene Taufe dem Christenthum die Thüre.

So stand es mit der Mission unter den heidnischen Slaven vor dem Auftreten der zwei Heilsboten Cyrill und Method.

Von wahrem Christenthum konnte ja daselbst bis dahin noch nicht die Rede sein, weil die fremden Priester und Mönche nicht einmal der slavischen Sprache so weit mächtig waren, um dem heilsbedürftigen Volke das ewige Evangelium, welches eine Kraft Gottes ist, die da selig macht alle, die daran glauben (Römer 1, 16), — mit Erfolg verkündigen zu können. Außer vielen anderen selbstsüchtigen Absichten der bisherigen Missionare war mit ihrem Unternehmen auch zugleich die politische Unterwerfung der zu Bekehrenden verbunden. Wie hätte da also das Missionswerk gedeihen können? Dies war nicht gut möglich. Ja das ganze Verfahren mußte dem armen Volke die christliche Kirche erst recht verhaßt machen. Wie ganz anders wurde es, als die Mission in einem wahrhaft christlichen Geiste in die Hand genommen wurde! Da gelang es mit einer unerhörten Schnelligkeit, die slavischen Völker Christo zuzuführen. Der HErr der Kirche, der gesagt hat „Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker" (Matth. 24, 14), hat auch verheißen „Alsdann will ich den Völkern predigen lassen mit freundlichen Lippen" (Zeph. 3, 9). Er hat die zwei Brüder Cyrill und Method zu diesem gottseligen Werke für die Slaven ausersehen. Es hat sich da auch an diesem Volke erfüllt, was der Prophet Jesaia (65, 1) sagte: „Ich werde gesucht von denen, die nicht nach mir fragten; ich werde gefunden von denen, die mich nicht suchten; und zu den Heiden, die meinen Namen nicht anriefen, sage ich: Hier bin ich, hier bin ich."

Cyrill und Method suchten Gottes Ehre allein, und

die dankbare Nachkommenschaft des christlichen Slaventhums kann von ihnen mit Jesaia (52, 7) sagen: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füsse der Boten, die Frieden verkündigen, Gutes predigen, Heil verkündigen.“

Wir wollen uns mit diesen Slaven-Aposteln in ununterbrochenem Zusammenhange näher bekannt machen.

Die Brüder Cyrill und Method sind am Anfang des 9. Jahrhunderts (im 2. oder 3. Jahrzehent) in der slavisch-griechischen Stadt Thessalonich in Macedonien von Eltern vornehmen Standes geboren. Der ältere Cyrill, der ursprünglich Konstantin hieß, erhielt wegen seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinnes den Beinamen „der Philosoph.“ Er wurde in Konstantinopel zum Priester geweiht, lebte daselbst zunächst im Kloster, ging späterhin mit seinem Bruder Method, der hohen politischen Ehren entsagt hatte, in die Einsamkeit des Gebirges, um sich da recht ernst zu prüfen, und trat dann als Vertheidiger des Christenthums gegen die Muhamedaner auf.

So vorbereitet widmete sich Konstantin zur Zeit des byzantinischen Kaisers Michael III. (842—867) ganz der Heidenmission. Von der Kaiserin Theodora, die während der Minderjährigkeit Michaels III. die Regentschaft führte, ward er zu den Kosaren (Chazaren), einem tartarischen Volke auf der jetzigen Halbinsel Krim im J. 848 gesendet. Während dieser seiner Missionsthätigkeit fand Konstantin im taurischen Cherson die angeblichen Gebeine des heiligen Klemens (eines römischen Bischofs, der Ende des ersten Jahrhunderts daselbst den Märtyrertod erlitten hatte), und kehrte dann glücklich nach Konstantinopel zurück. Hier wandte er seine Aufmerksamkeit zugleich mit seinem Bruder Method dem slavischen Volke zu. Beide waren schon von Haus aus des Slavischen mächtig, da diese Sprache

damals nicht nur in Macedonien vor den Thoren Theſſalonichs, ſondern faſt durch ganz Griechenland zugleich mit der Griechiſchen geſprochen wurde. Sie verkündigten nun dem ſlaviſchen Volke in ſeiner Sprache die Heilslehre.

Vor Allem handelte es ſich um die Ueberſetzung der heiligen Schrift. Die Slaven hatten zwar ſchon ſeit uralter Zeit gleich den Deutſchen ihre eigene Schrift, ſie bedienten ſich derſelben aber nur ſelten, höchſtens um ihre heil. Geheimniſſe auf Runentafeln zu ſchreiben. Schriftſtellerei nach Art der griechiſchen und römiſchen fand bei ihnen nicht Statt. Konſtantin ſollte der erſte Gründer der ſlaviſchen Literatur ſein. Er ſetzte im J. 855 mit Zugrundelegung der vorhandenen altſlaviſchen und der griechiſchen Schrift, wie auch mit Hinzufügung anderer Schriftzeichen die in ihrer Art vollkommenſte ſlav. Schrift zuſammen, welche noch bis auf heute nach ihm „Cyrillika" genannt wird. Er überſetzte ſogleich außer den Evangelien, Epiſteln und Pſalmen auch noch die zum Gottesdienſte vorzüglich nöthigen Bücher.

So ausgerüſtet verkündigten die zwei frommen chriſtlichen Brüder das Evangelium mit dem größten Segen unter den Slaven. Mit Entzücken nahmen nun die ſlav. Chriſten vom Jahre 855 bis 862 die ſlaviſche Liturgie, zuerſt in den griechiſchen, ſodann in den bulgariſchen Slavenländern an, welche letzteren bis zu der Stadt Peſth unterhalb des Matragebirges bei Erlau und weiterhin bis zu dem Toryſſafluß ſich erſtreckten und unmittelbar an das mähriſche Reich Raſtislav's angrenzten.

Durch das Wort des Lebens, durch das heilige Wort des perſönlichen dreieinigen Gottes, wurden ſomit auch die damals bereits ſlaviſch gewordenen uraliſchen Bulgaren erweicht. Zuerſt wurde die Schweſter des berühmteſten aller

bulgarischen Fürsten Boris (auch Bogoris genannt), die unter der Kaiserin Theodora um das Jahr 860 als Gefangene in Konstantinopel war, — bekehrt und getauft; und diese wirkte dann auch auf ihren Bruder. Der Fürst Boris, durch mancherlei Unglücksfälle tief gebeugt und durch seine christliche Schwester beeinflußt, entschloß sich mit den Großen des Landes (mit den sogenannten Bojaren), sich im Jahre 861 von Method taufen zu lassen. Bei der Taufe nahm er den Namen Michael an, und deshalb wird er in cyrillischen Handschriften Michael Boris genannt.

Dies ist die folgenreichste Begebenheit in der Geschichte der gesammten Südslaven.

Bei der Bekehrung des Fürsten Boris wird erzählt, daß er sich vor seiner Taufe von Method, der sich an seinem Hofe aufhielt, verschiedene Bilder malen ließ und daß er dabei durch ein Gemälde des jüngsten Gerichtes so erschreckt ward, daß er sich sogleich dem Christenthum zuwandte.

Der Fürst Boris gründete in seinem Lande mehrere Bisthümer, und als Greis begab er sich in ein Kloster, nachdem er seinem bereits christlichen Sohne Symeon den Thron abgetreten.

Symeon, ein frommer christlicher Fürst, hat auch als slavischer Schriftsteller auf die Hebung christlichen Lebens und christlicher Bildung seines slavisch-bulgarischen Volkes einzuwirken gesucht. Er machte einen schönen Auszug aus den trefflichen Homilien (Predigten) des alten griechischen Kirchenvaters Chrysostomus.

Es sei hier noch erwähnt, daß nach vielen Streitigkeiten zwischen dem römischen Papste und dem Patriarchen von Konstantinopel das christliche Bulgarien der griechischen Kirche zufiel.

Nach solcher erfolgreichen Wirksamkeit sollten die zwei Glaubensboten Konstantin und Method auch besonders in dem großmährischen Reiche (also auch unter den Slovaken) die christliche Kirche gründen. Der nitraer Fürst Svatopluk, ein Neffe des Großfürsten Rastislav's, hatte bereits während seines Besuches an dem fürstlichen Hofe in Bulgarien die Brüder kennen gelernt und dann von ihnen seinem großfürstlichen Oheim mit großer Begeisterung erzählt. Rastislav ward davon so ergriffen, daß er noch im Jahre 862 den byzantinischen Kaiser Michael III. ersuchen ließ, die beiden Glaubensbrüder nach Mähren zu senden. Die slav. Apostel machten sich auch wirklich dahin auf den Weg und kamen im Frühjahr 863 in die Residenz des Großfürsten nach Welehrad (in den Kreis des heutigen Hradischt an der ungarischen Grenze in Mähren an dem Flusse March), wo sie ehrenvoll empfangen wurden.

Vier und ein halbes Jahr verkündigten und befestigten die Brüder Konstantin und Method zusammen das Wort vom Kreuze in dem großmährischen Reiche. Sie sammelten vor Allem einen engeren Schülerkreis um sich, um so einheimische Priester zu erziehen. Den Gottesdienst ließen sie sogleich in slavischer Sprache abhalten, lehrten das Volk, bauten die Kirchen, predigten und verbreiteten die bisher von ihnen in's Slavische übersetzten Schriften, und beschäftigten sich überdies mit der Uebersetzung der übrigen Religionsbücher, ja mit der Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift.

Der Erfolg dieses mit heiligem Eifer getriebenen Werkes war in kurzer Zeit groß. Die deutschen Priester, welche nur den Zehnten forderten und die von ihnen selbst kaum verstandene lateinische Messe dem Volke vorlasen, sahen sich bald verlassen. Ihre Bischöfe klagten deshalb in Rom

und ſuchten daſelbſt Konſtantin und Method auf alle mögliche Weiſe zu verdächtigen.

Da nun außerdem ſchon damals der Kampf zwiſchen Rom und Konſtantinopel wegen der Bulgarei ausgebrochen war, ſo berief im Jahre 867 der Papſt Nikolaus die zwei Brüder nach Rom, damit ſie ſich daſelbſt rechtfertigten. Sie reiſten durch das blatener Fürſtenthum Kocel's (das alte Pannonien, das jenſeits der Donau gelegene Mähren) und über Venedig in die weltberühmte Stadt. Bei dem Fürſten Kocel (Kozel zu leſen), deſſen Land in kirchlicher Beziehung zu Salzburg gehörte, fanden ſie eine ſehr freundliche Aufnahme und blieben bei ihm faſt den ganzen Sommer des Jahres 867. Kocel ließ ſich von ihnen im Leſen der cyrilliſchen Schrift unterrichten und beauftragte außerdem 50 junge Männer ſeines Landes, ſich mit den Schriften der Slaven-Apoſtel fleißig zu beſchäftigen. Auf dieſe Weiſe wurde nun der ſlaviſche Gottesdienſt auch in dem ſlav. Fürſtenthum Kocel's am Blatenſee bekannt. Der darüber hocherfreute Fürſt entließ unter großen Feſtlichkeiten die Brüder, die dann nach Rom eilten.

Als ſie in der Reſidenzſtadt des Papſtes ankamen, war Nikolaus bereits geſtorben und Hadrian II. ihm gefolgt. Dieſer Papſt empfing die Slaven-Apoſtel, da ihm Konſtantin auch die Reliquien des heil. Klemens mitbrachte, in einer überaus freundlichen Weiſe. Beide Brüder blieben dann in Rom faſt ein ganzes Jahr zuſammen. Sie überreichten dem Papſte die ſlaviſchen heiligen Schriften und ſetzten ihm die hohe Wichtigkeit des ſlaviſchen Gottesdienſtes in Bezug auf die bekehrten und noch zu bekehrenden ſlaviſchen Stämme gründlich auseinander. Dem zu Folge entſchied Hadrian II. noch im J. 868, daß die neue Kirchenprovinz Mähren als ein rechtmäßiges ſelbſtändiges

Glied der römischen Kirche angesehen werden sollte, ließ 5 slavische Schüler der Apostelbrüder mit Method weihen, den Konstantin erhob er aber zum mährischen Bischof. Doch diesem war nicht mehr vergönnt, nach Mähren zurückzukehren, und das Bischofsamt sollte seinem Bruder Method zu Theil werden.

Konstantin erkrankte in Rom und seine Tage waren schon gezählt. Im Vorgefühle seines nahen Todes trat er daselbst in ein Kloster ein, wobei er den Namen Cyrill annahm (welcher Name bis auf heute ihm ausschließlich verblieben ist) und nach wenigen Wochen, am 14. Februar 869, beschloß er daselbst 42 Jahre alt sein Gott geweihtes Leben. Er wurde mit großen Ehren in Rom in der Kirche des heil. Klemens bestattet.

Auch nach dem Tode seines Bruders hielt sich Method noch in Rom einige Zeit auf, bis er sich auf Verlangen des pannonischen Fürsten am Blatensee, Kocel, im J. 869 in dessen Land begab. Hadrian II. entließ ihn nun mit einem Briefe an Rastislav und Kocel als den Lehrer nicht für Kocel's Land allein, sondern auch für alle slavischen Völker. In diesem Briefe wird der slavische Gottesdienst ausdrücklich gestattet und Methodius als ein treuer, rechtgläubiger Heilsverkündiger gelobt.

In dieser Zeit waren indeß in dem großmährischen Reiche zwischen dem Großfürsten Rastislav, seinem Neffen, dem nitraer Lehnfürsten Svatopluk, und zwischen den Franken Gefahr drohende Mißhelligkeiten und Kämpfe ausgebrochen, welche damit endeten, daß der trefflichste, um sein Volk verdienteste Slavenfürst des ganzen 9. Jahrhunderts, Rastislav, als ehrwürdiger Greis auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes stehend, — im J. 870 durch verschiedene Umtriebe gestürzt wurde. Sein Neffe Svato-

Pluk bestieg nun den großfürstlichen Thron. Indeß ward auch er bald von den Franken gefangen und nach Regensburg geschleppt. Offenbar war es schon damals von dem fränkischen Könige auf die Vernichtung Großmährens abgesehen. Das Volk hatte nun keinen Großfürsten mehr. Nur ein Priester aus der Verwandtschaft der großfürstlichen Familie, Namens Slavomir, war noch da. Dieser gab nun dem Flehen des Volkes nach und übernahm die Regierung im Jahre 871, bis Svatopluk befreit wurde. Vom Jahre 870 bis 873 dauerte fast ununterbrochen der verheerende Krieg mit den Franken, bis sich König Ludwig endlich genöthigt sah, im J. 873 den Frieden mit Svatopluk zu schließen.

In dieser ganzen Zeit konnte sich Method in das eigentliche Mähren nicht begeben. Er hielt sich zunächst bei dem Fürsten Kocel auf, dessen Land von den Unruhen verschont blieb. Hier wirkte er mit außerordentlich großem Erfolge für die Ausbreitung des Christenthums, organisirte die Kirche und führte den slavischen Gottesdienst ein.

Wir erwähnten bereits oben, daß dieses Land unter der kirchlichen Leitung des salzburger Erzbischofs sich befand. Indeß schon im Jahre 870 mußte sich der salzburger Erzpriester Richbold (Rihbald) von dort entfernen, da die Gunst des Fürsten sowohl als auch des Volkes allein Method zufiel. Ende 870 schickte der Fürst Kocel den beliebten Method in Begleitung von 20 Männern aus den vornehmsten Familien des Landes nach Rom und erwirkte bei dem Papste, daß der Slaven-Apostel auch Bischof von Pannonien wurde. Allein bald nach seiner Rückkehr sollte Methodius die Rache der Salzburger bitter erfahren. Sie verklagten ihn bei dem fränkischen Könige Ludwig. Dieser als Oberherr des Fürstenthums Kocel's beorderte Method nach

Salzburg vor ein aus fränkischen Bischöfen bestehendes Gericht im Herbste 871. Die Bischöfe vertheidigten das Anrecht Salzburgs auf Pannonien, welches der salzburger Bischofsstuhl schon im Jahre 796 von Karl dem Großen erhalten hatte. Method wußte auf Alles entschiedene Antwort zu geben. Doch es half nichts. Sie führten ihn in's Gefängniß im Schwabenlande und hielten ihn 2½ Jahr daselbst fest, also bis zum Frühjahr 874. Erst dann wurde er entlassen, als der Nachfolger Hadrian's II. auf dem päpstlichen Stuhle, Johann VIII. den fränkischen Bischöfen mit dem Bannfluche drohte. Der neue Papst (Johann VIII.) nahm Method nach allen Seiten hin entschieden in Schutz; damit aber auch den fränkischen Bischöfen etwas zu Gefallen geschehe, verbot er dem Bischof Method, im Kocel's Lande die Messe slavisch zu singen.

Doch von da an sollte Method nur noch kurze Zeit bei Kocel sein, denn er ward im Jahre 874 auf Verlangen des großmährischen Königs Svatopluk als mährischer Erzbischof vom Papst bestätigt. Bald in Welehrad, bald in Nitra sich aufhaltend, verkündigte er das Evangelium den seiner Leitung anvertrauten Völkern mit gleichem Eifer und ordnete die Kirche.

Von außerordentlich großer Wichtigkeit und Bedeutung wurde der Umstand, daß der Erzbischof Method an dem großfürstlichen Hofe Großmährens zu Welehrad im J. 874 den czechischen Herzog Borivoj unter Assistenz (Beihülfe) eines geborenen Mähren, Gorazd, taufen konnte. Hierdurch wurde nämlich auch Böhmen für die christliche Kirche gewonnen. Der bekehrte Herzog Borivoj wirkte mit seiner trefflichen Gemahlin Ludmila (welche später als die erste aus Böhmen in die Reihe der Heiligen aufgenommen wurde) unter der Leitung Method's rastlos für die Weiterausbrei-

tung des Christenthums, bis unter Boleslav II. (967—999) im J. 968 ein Bisthum in Prag gegründet werden konnte, welches bereits im J. 973 zum Erzbisthum erhoben wurde.

Unleugbar hat dem christlichen Glauben auch in Böhmen der slavische Gottesdienst am besten den Weg gebahnt.

Zum Beweise, wie lieb den Slaven die allein wahre geoffenbarte Religion sei, nannten sie ihre Geistlichen „Knäzi“ (Kneſi), d. h. Fürsten, welche Benennung bis auf heute unter ihnen üblich ist.

Der Einfluß der wahrhaft christlichen Missionsthätigkeit der Slaven-Apostel verbreitete sich in kurzer Zeit auch über andere slavische Länder. Der slavische Gottesdienst bereitete Christo, dem alleinigen Seligmacher, leicht und sicher den Weg zu den Herzen der Slaven-Völker. Nicht nur die Bulgaren und Großmähren, sondern auch die halbbekehrten Kroaten und Serben, wie auch die korutanischen Slaven bedienten sich jetzt schon mit dem größten Segen ihrer Mutterſprache bei dem Gottesdienſte.

Dies Alles machte die eiferſüchtigen lateiniſchen Biſchöfe und Prieſter, vor Allem aber die Erzbiſchöfe von Paſſau und Salzburg ſtutzig. Sie ſuchten nun um jeden Preis Method zu ſtürzen. Selbſt Svatopluk wußten ſie gegen dieſen treuen Seelenhirten einzunehmen. In Folge ihrer verſchiedenartigen Ränke mußte Method im J. 879 eine neue Reiſe nach Rom unternehmen, um ſich vor dem Papſte Johann VIII. zu rechtfertigen. Auch der Erzfeind Method's, Wiching, ein Deutſcher aus der Gegend von Fulda, der ſich bei dem Großfürſten Svatopluk einzuſchmeicheln verſtanden hatte, war da. Method rechtfertigte nun offen und klar ſein Verfahren dem Papſte gegenüber auf eine ſo glänzende Weiſe, daß ihm dieſer ſeine volle Zu-

stimmung ertheilte, ihn in allen kirchlichen Lehren und Rechten für bewährt erklärte und ihm die slavische Sprache auch für das Lesen der Messe zugestand.

Der Papst Johann VIII. schrieb an Svatopluk einen ausführlichen Brief, mit welchem er den Method als den bestätigten Erzbischof zurückschickte und den slavischen Gottesdienst billigte, denn „von wahrem Glauben und rechter Lehre ist Nichts, das verhindert die Messe in der slavischen Sprache zu singen, oder das heilige Evangelium und die Lectionen des alten und neuen Bundes in guter Uebersetzung zu lesen, und die übrigen Tagzeiten zu singen, weil der, welcher die drei Hauptsprachen, die hebräische, die griechische und die lateinische, gemacht, selbst auch alle übrigen zu Seiner Ehre und zu Seinem Lobe geschaffen hat." Doch verordnete er zugleich, daß zum Zeichen größerer Ehrerbietung in allen Kirchen das Evangelium zuerst lateinisch und dann slavisch verlesen würde. Weiter gebot der Papst, daß alle Geistlichen in dem mährisch-pannonischen Erzbisthume ihrem Oberhirten Method Gehorsam erweisen, und daß die Widerspenstigen des Landes verwiesen werden sollten.

Wiching ward auf Vorschlag Svatopluk's bei dieser Gelegenheit in Rom zum Bischof von Nitra geweiht und dem Method untergeordnet. Schließlich wurde Method als Erzbischof bevollmächtigt, künftighin die Bischöfe in dem großmährischen Reiche zu ordiniren und mit Zustimmung des Landesfürsten einzusetzen, ohne der Bischöfe von Salzburg und Passau dazu zu bedürfen.

Method, somit auf dem Höhepunkte seines Lebens stehend, kehrte mit diesem päpstlichen Briefe aus Rom im J. 880 in sein Erzbisthum zurück. Allein nur zu bald sollten die bitteren Streitigkeiten und arglistigen Verfolgungen von Seiten Wiching's sein theures Leben aufreiben.

Der schlaue ehrgeizige Wiching war nämlich auf jede Weise bemüht, den treuen friedlichen Mann bei Svatopluk anzuschwärzen, um nach seinem Sturze in seine Stelle einzutreten und den slavischen Gottesdienst zu verbannen. Seine Bosheit und Arglist ging so weit, daß er dies Alles durch untergeschobene päpstliche Briefe schleunigst zu bewerkstelligen suchte. Ganz besonders war es ihm um die Ausrottung der slavischen Liturgie zu thun. Doch so lange Method lebte, erhielt sich auch der slavische Gottesdienst unversehrt. Erst nach seinem Tode sollte es anders werden.

Am 6. April 885 beschloß der treue Erzbischof Method, nachdem er 3 Tage vor seinem Hinscheiden an seine Stelle einen geborenen Mähren, Gorazd, gesetzt hatte, — sein von Gott so überaus reich gesegnetes zeitliches Leben; seine irdische Hülle wurde in der Hauptkirche seines Erzbischofssitzes in Welehrad zur Ruhe gelegt.

Dies ist in kurzem Umrisse die erfolgreiche Missionsthätigkeit Cyrill's und Method's. Mit vollem Rechte werden diese glaubenstreuen Brüder von der dankbaren Nachkommenschaft Slaven-Apostel genannt, denn sie wurden von dem HErrn der Kirche gewürdigt, die slavischen Völker auf die Bahn des Lebens zu bringen. Zur Erinnerung an sie wird unter den Slovaken alljährlich entweder am 9. März oder an dem darauffolgenden Sonntage ihrer theuren Namen kirchlich gedacht.

Mehrfach wird uns berichtet, wie hoch erfreut und entzückt die alten Slaven waren, als sie die großen und unergründlichen Wunderthaten Gottes, die Gnade in Christo Jesu, den Trost der Vergebung der Sünden aus lauter Gnade und Barmherzigkeit des himmlischen Vaters und andere Kleinodien der christlichen Kirchenlehre in ihrer eigenen Muttersprache aus dem holdseligen Munde der zwei Brüder hörten.

Ueber die durch Cyrill eingeführte Schrift erzählt der bulgarische Mönch Chrabr, welcher Ende des 9. und Anfang des 10. Jahrhunderts lebte, also ein Zeitgenosse der unmittelbarsten Schüler der Slaven-Apostel war, unter Anderem Folgendes: „Fragst du die slavischen Schriftsteller: Wer hat euch die Schrift erfunden oder die h. Bücher übersetzt? Alle wissen es und werden antworten: Der heilige Konstantin Philosoph, genannt Cyrill, der hat uns die Schrift erfunden und die Bücher übersetzt, sowie Method sein Bruder. Fragst du aber: Zu welcher Zeit? Auch das wissen sie und sagen: Zur Zeit Michaels, des griechischen Kaisers, Boris, des bulgarischen Fürsten, Rastislav's, des mährischen Fürsten, und Kocel's, des blatener Fürsten, im Jahre nach Erschaffung der Welt 6363, d. h. 855 nach Christo."

Noch bis auf heute und gewiß auch für die fernere weite Zukunft werden diese slavischen Heilsboten dankbarst erwähnt. Zwar wurden sie von verschiedenen Päpsten, zuerst und ganz besonders vom Johann X. im J. 925, verketzert, ihre Schriften zu lesen und den slavischen Gottesdienst abzuhalten auf das strengste verboten; doch in der griechischen Kirche, namentlich Bulgariens und Rußlands, fanden sie schon frühzeitig die verdiente Anerkennung, hier wurden sie für Heilige erklärt und selbst die römisch-katholische Kirche verehrt sie jetzt unter ihren Heiligen.

Es ist wohl nicht nöthig, näher darzulegen, welch' ein großer Schatz die „Cyrillika" (die Schrift der Apostel-Brüder) für die Slaven sei. Durch dieselbe ist ihnen nicht nur das theuerste, das Wort des ewigen Lebens, so bald schon in der rechten Weise zugänglich, sondern zugleich ein sicherer Grund zu ihrer Nationalbildung gelegt worden.

War denn aber diese Schrift für alle slavischen Stämme

recht geeignet? Nun das wissen wir bereits, daß die slavische Sprache, wenn auch verwandt mit den Sprachen der andern in Europa ureinheimischen Völkerstämme, doch eine selbständige Ursprache für sich war. Die slavischen Mundarten waren allerdings schon zur Zeit Cyrill's und Method's vorhanden. In Mähren z. B. und dem Lande der Slovaken herrschte damals eine im Wesentlichen der heutigen ähnliche von der cyrillischen Schriftsprache offenbar verschiedene Mundart. Doch konnten die Brüder mit ihren Gehülfen den Gottesdienst für das Volk auch hier aus den im bulgarisch-slavischen Dialekte geschriebenen Büchern mit Erfolg verrichten, und zugleich mit ihren Schülern in der Uebersetzung der Schriften aus dem Griechischen fortfahren. Der Unterschied, der jetzt zwischen einzelnen slavischen Sprachen obwaltet, war zu jener Zeit noch bei weitem nicht so groß. Für alle slavischen Stämme waren also auch die von Cyrill und Method übersetzten heiligen Schriften leicht verständlich. Der Sprachbau aller slavischen Völker ist ja ein und derselbe.

Noch heute bedienen sich gegen 50 Millionen Slaven (die sich zur griechisch-katholischen Kirche bekennen) der durch Cyrill und Method zu Stande gebrachten altslavischen Liturgie. Das Altslavische aber wird von ihnen heilige Sprache genannt.

Zum Schluß noch von der Bekehrung der russischen, polnischen und der polabischen Slaven ein Wort.

Die Russen machten sich bereits um das Jahr 866 mit der cyrillischen Schrift bekannt, sie wurde ihnen von den aus Konstantinopel nach Kiew berufenen Geistlichen mitgebracht. Doch das Christenthum verbreitete sich erst allmälig unter ihnen, bis endlich die russische Großfürstin Olga im Jahre 955 Christin wurde, und der Großfürst Wladimir

nebst seinen Bojaren (d. h. den Großen des Landes) und seinem slavischen Volke im Jahre 988 das Christenthum annahm.

Unter den Polen, die mit Großmähren und besonders mit Böhmen vielfach verkehrten, hat die christliche Kirche bereits zu Ende des 9. Jahrhunderts in der Stille und Verborgenheit viele Bekenner gezählt. Der Fürst Semimysl (921—962) soll bereits der christlichen Lehre günstig gewesen sein. Doch erst sein Nachfolger Metschislav, durch seine fromme Gemahlin Dobrava, die Tochter des czechischen Herzogs Boleslav I., dazu bewogen, ließ sich im Jahre 965 taufen, die allgemeine Annahme des Christenthums in Polen aber fand erst vom J. 966 bis 994 Statt. Auch hier war der slavische Gottesdienst üblich, bis derselbe von den lateinischen Priestern gänzlich verdrängt wurde. Noch Ende des 15. Jahrhunderts gab es in Polen Geistliche, die den kirchlichen Gottesdienst in slavischer Sprache hielten. Auch das älteste cyrillische Buch wurde in Krakau im Jahre 1491 gedruckt.

Am längsten erhielt sich das Heidenthum bei den polabischen Slaven, den Weleten oder Lutizern, Bodrizern ꝛc., zuletzt mit seinem Mittelpunkte auf der Insel Rügen. Dies hat besonders die unersättliche Habsucht der benachbarten alten Sachsen verschuldet, die ihre Kriegsüberlegenheit über die slavischen Stämme in Norddeutschland nur dazu benutzten, die Abgaben zu vermehren, nicht aber die Seelen zu bekehren.

Der bekannte große Fürst der Wenden (Obotriten- oder vielmehr Bodrizerfürst) Gottschalk, war zwar schon ein eifriger Christ, er stand den missionirenden Priestern zur Seite, ja trat auch oft selber auf und legte seinen Volksstämmen in ihrer Mundart warm und faßlich das Christenthum an's Herz. Allein Alles vergeblich: er wurde von

seinem Schwager Pluso, einem verblendeten Heiden, am 6. Juni 1066 zu Lentschin (Lenzen) erschlagen, und die junge Saat des Christenthums unter den unglücklichen polabischen Slaven noch einmal zertreten. Die große Schonungslosigkeit, mit der die getauften Sachsen ihre Nachbarvölker, die Slaven, behandelten, wirkte auf die Letzteren so erbitternd ein, daß sie sich lieber ausrotten und politisch gänzlich vernichten ließen, als daß sie, ihrer heidnischen Volksreligion entsagend, sich zu dem ihnen so verhaßt gemachten Christenthum hätten bekennen wollen.

Das 12. Jahrhundert versetzte den slavischen Volksstämmen in Deutschland den Todesstreich. Was von ihnen noch zurückblieb, nahm das Christenthum an und ist bis auf einige Ueberreste von Kaschuben in Pommern und von Sorben oder Wenden in der Lausitz im Laufe der Zeit deutsch geworden. Nur die slavischen Namen der Städte und verschiedener Ortschaften, Wälder, Flüsse, Seen wie auch so mancher Familien erinnern noch in Deutschland an die polabischen Slaven. Hätte auch unter ihnen der wahrhaft christliche apostolische Geist Cyrill's und Method's wirksam sein können, ach! so wäre gewiß so manche Gegend des heutigen Norddeutschlands nicht zur Stätte von Bruder-Kämpfen geworden, und so manche Ebene nicht mit Menschenblut in einer so schauerlichen Weise getränkt worden. Doch wir wollen darüber nicht urtheilen, denn das steht allein Gott zu, dessen Wege und Führungen unbegreiflich und unerforschlich sind (Röm. 11, 33).

Zweites Kapitel.

Die christliche Kirche unter den Slovaken von Method's Tode bis zur Reformation (885—1517).

Wie sich christliches Leben unter allen slavischen Volksstämmen, wo Cyrill und Method gewirkt hatten, bald zu regen begann, so blühte auch namentlich rasch unter den Slovaken die christliche Kirche in herrlicher Entfaltung auf. Mit wahrer Seelenfreude und mit dem größten Segen gebrauchten sie ihre Muttersprache bei allen kirchlichen Handlungen.

Auch politisch standen die Slovaken zur Zeit ihrer Bekehrung zum Christenthum auf dem Höhepunkte ihres Ruhmes unter dem tapferen, glorreichen Großfürsten Svatopluk, dessen großmährisches Reich nicht nur das ganze heutige Mähren und die jetzige Slovakei, sondern auch einen großen Theil Oesterreichs und Pannoniens umfaßte, so daß seine Grenzen von der Oppau bis zur Mündung der Drave in die Donau, und von Wien ostwärts bis zum Toryssafluſſe reichten. Außerdem waren diesem Fürsten noch andere slavische Länder, nämlich Böhmen, Meißen, die Lausitz, wie auch ein Theil Schlesiens und Kleinpolens tributpflichtig.

Allein dies Glück sollte nicht lange dauern, weder in kirchlicher noch in politischer Beziehung.

Der Nachfolger Method's Gorazd, ein Slave, wurde durch die Umtriebe des bereits bekannten Wiching's bald verdrängt, und es sollte jetzt die slavische Kirche ausgerottet werden. Schon im J. 885 brach eine gräuliche Verfolgung aus. Ohne Svatopluk's Wissen, der, mit seinen politischen Gegnern allzu sehr beschäftigt, die slavische Kirche gegen ihre Widersacher nicht gehörig in Schutz nehmen konnte, wurden die Häupter der slav. Geistlichen: Gorazd, Klemens, Wawrinec und andere auf das Anstiften der fränkischen Priester erst grausam gequält und dann aus dem Lande vertrieben. Diese Märtyrer flüchteten sich über die Donau zu den bulgarischen Slaven, wo sie mit Freuden aufgenommen wurden. Zwar erhielt sich die slavische Liturgie unter den Slovaken noch bis zum Untergange ihres großmährischen Reiches, ja auch noch eine Weile drüber hinaus, — und in einzelnen Theilen Böhmens und Polens noch eine viel längere Zeit hindurch; jedoch konnte sie hier seit dem J. 885 nie mehr so zur allgemeinen Herrschaft kommen, wie bei den bulgarischen, serbischen und russischen Slaven, bei denen sich die Kleinodien der Apostelbrüder Cyrill und Method, nämlich die durch sie in's Slavische übersetzten heil. Schriften und die von ihnen eingeführte slav. Liturgie, bis heute erhalten haben.

Wie nun besonders die fränkischen Priester die heimtückischsten und entschiedensten Feinde des slavischen Gottesdienstes waren, so suchten auch die fränkischen Herrscher das großmährische Reich zu stürzen.

Der tapfere und umsichtige Großfürst Svatopluk (871—894) sicherte zwar seine wie auch seines Reiches Selbständigkeit durch einen mit siegreichen Waffen dem fränkischen König Ludwig abgezwungenen Friedensschluß vom J. 874. Doch auch dieser Friedensschluß war nicht

vom Bestand, denn Svatopluk sah sich besonders seit 882 und noch mehr seit 890 genöthigt, sich bis zu seinem Tode mit bewaffneter Hand gegen die überlegenen Feinde zu behaupten. Sein letzter großer Gegner war der König Arnulf, der nach seiner Thronbesteigung das ganze großmährische Reich unter die fränkische Oberherrschaft bringen wollte. Jedoch getraute er sich nicht selber diesen Plan auszuführen. Daher rief er gegen Svatopluk die Magyaren herbei, deren Vorväter die wilden Hunnen sind, ein asiatisches Volk mongolischen Ursprungs, das seit dem J. 888 in den Donauländern (Dacien) herumstreifte und von den griechischen Kaisern sich gegen die Bulgaren gebrauchen ließ. Der verheerende Krieg entbrannte im J. 890; am furchtbarsten war er im J. 893 und 894. Doch der glorreiche Svatopluk blieb unbesiegt. Erst mit seinem Tode (894) trat ein Wendepunkt in der Geschichte Großmährens ein.

Die Herrschaft über dieses Reich ging auf die zwei leichtsinnigen Söhne des großen Svatopluk, Mojmir und Svatopluk über. Nur zu bald wußte Arnulf durch verschiedene Umtriebe einen Krieg zwischen diesen beiden Brüdern zu erregen und die Trennung Böhmens vom großmährischen Reiche, sowie den Einfall der magyarischen Horden nach Mähren und Pannonien durchzusetzen. Als Mojmir nun seinen jüngeren Bruder Svatopluk besiegt hatte, konnte Arnulf es nicht unterlassen, sich in den Streit beider einzumischen. Er ergriff die Partei des besiegten Svatopluk und ließ Mähren im J. 898 und 899 durch seinen Markgrafen Aribo und durch den bayerischen Herzog Liutpold dreimal schrecklich ausplündern. Trotzdem unterlag Svatopluk und blieb verdrängt, und Mojmir schloß mit dem Nachfolger Arnulf's, dem minderjährigen König Ludwig IV. (dem Kinde) im J. 901 zu Regensburg Frieden.

Allein den Magyaren war jetzt schon der Weg in ein schönes fruchtbares Land gezeigt worden. Sie setzten sich an dem Flusse Theiß fest, stürzten sich, verstärkt durch glückliche Kriegszüge, im J. 907 mit verdoppelter Macht auf das großmährische Reich und zertrümmerten dasselbe. In der furchtbaren Niederlage bei Preßburg im August 907 fiel auch Mojmir und zugleich der bayerische Herzog Liutpold; der junge Frankenkönig Ludwig aber konnte sich nur mit Lebensgefahr retten. Was von der zahlreichen Bevölkerung des einst weit und breit gefeierten, freien und mächtigen großmährischen Reiches dem Tode und der Sklaverei entgangen war, flüchtete sich in die anderen benachbarten slavischen Länder und in die Karpathen. Wo sich die Magyaren niederließen, da sah man nur noch an den Ruinen der von ihnen mit Feuer und Schwert verwüsteten Kirchen die Spuren des Christenthums.

Von dem zerstörten großmährischen Reiche kam nun der fruchtbarste Landestheil an die Magyaren, das Uebrige aber an die Deutschen, Czechen und Polen. Nur die Slovaken und Kleinrussen*) (Russinen), welche die für die Magyaren nicht so leicht zugänglichen Gegenden unter und in den Karpathen inne hatten,

*) So lautet der einzig wahre Name dieses die östliche Gebirgsgegend Ungarns bewohnenden Volkes. Es gibt noch jetzt in Ungarn über 700,000 Kleinrussen. Der Name Russinen stammt aus der neueren Zeit, der der Rutzenen aber datirt erst aus den letzten Jahrzehnten. Die Kleinrussen Ungarns nahmen letztere Benennung nicht an; man bezeichnet so vielmehr nur die Kleinrussen in Polen. Unsere Kleinrussen stammen von Rothrußland her. Ihren ausdauernden Fleiß kann man nicht genug bewundern Die ehemaligen dicht bewaldeten Gebirgsgegenden in den Komitaten: Zips, Scharosch,

konnten unter ihren eigenen Županen (Schupanen, d. h. Gauhäuptlingen) noch längere Zeit hindurch ihre politische Selbständigkeit behaupten, bis sich nach und nach auch diese Stämme, sowie ihre alten Stammesgenossen an der Donau, die Ueberreste der Kroaten und Winden oder Weneten jenseits der Donau, wie auch die Rumänen*), die auf den Bergen vom jetzigen Marmarosch ein stilles Hirtenleben geführt hatten, mit den Magyaren unter gemeinsamen Königen zu Einem Reiche Ugria (Ungarn) vereinigten**).

Abauj, Gömör, Szaboltsch, Szathmar, Marosch, Ugotsch ꝛc. haben sie kultivirt. Ihre reiche Volkspoesie hat etwas überaus Liebliches und Tiefsinniges.

Die Kleinrussen standen lange Zeit mit den eingewanderten umwohnenden Magyaren in bitterer Feindschaft und gewannen in vielfacher Beziehung sittliche Herrschaft über dieselben. Viele Magyaren vermischten sich mit den umwohnenden Kleinrussen und nahmen die Sprache, Sitten und Religion (die griechisch-katholische) der Letzteren an. Noch heute gibt es mehrere magyarische Gemeinden, die nur im gewöhnlichen Umgange sich ihrer magyarischen Sprache bedienen, ihren kirchlichen Gottesdienst aber nach der Art ihrer Nachbarn (der Kleinrussen) abhalten

*) Die Rumänen (in dem gegenwärtigen Ungarn 130,000 an der Zahl) sind ein Mischvolk aus bulgarischen Slaven und den alten Romanen. Der größte Theil dieses Volkes wohnt in Siebenbürgen und in den Donaufürstenthümern Moldau und Walachei. Die ungarischen Rumänen bekennen sich ebenso wie ihre übrigen Stammesgenossen zu der griechisch-katholischen Kirche. Auch sie bedienen sich der cyrillischen Schrift bei ihren gottesdienstlichen Handlungen; ihre Sprache aber trägt neben dem Altslavischen, ihrem Hauptbestandtheile, auch romanische Elemente in sich.

**) Die vermeintlich älteste Quelle der magyarischen Geschichte: „Der ungenannte Geheimschreiber des König Bela" (lateinisch

Das großmährische Reich nämlich bestand ebenso wie andere östliche und südliche Slavenländer aus vielen kleinen

---

geschrieben: „Anonymus Belae regis notarius") ist allerdings anderer Meinung. Der „Anonymus" spricht von einer völligen Unterwerfung dieser Völker durch die Magyaren. Es ist nicht unsere Aufgabe, uns hier auf eine gründliche Widerlegung dieser Behauptung einzulassen; sie widerlegt sich durch die älteste Landeseinrichtung Ungarns selbst, wie auch durch die ganze Geschichte des ungarischen Königreiches. Was man aber von diesem im Jahre 1744 entdeckten „Geheimschreiber" zu halten habe, beweisen die kritischen Untersuchungen verschiedener Historiker. So nannte schon der berühmte L. Schlözer die Schrift des Anonymus ein „vorsätzliches muthwilliges Fabelwerk eines tief unwissenden" Menschen, der „kein Annalist sei, sondern ein Fabelmann, nicht nur ohne alle historische Kenntniß, sondern auch ohne Menschenverstand." Palacky bezeichnet sie als „fades Kleeblatt historischer Romanschreiberei." Von den einheimischen ungarischen Schriftstellern zweifelte zuerst Georg Szklenar im J. 1784 das Buch des Anonymus hinsichtlich seiner Glaubwürdigkeit an; nicht minder Dobrowsky, Karamsin, Gatterer, Gebhardi, Pray, Thunmann, Neumann, Dümmler ꝛc. In der neuesten Zeit erklärte Wattenbach (der bekannte Verfasser neuester österr. Geschichte) mit aller Entschiedenheit die besagte Quelle „für nicht nur ganz fabelhaft, sondern auch absichtlich entstellt, um der einfachen Thatsache eine vorgebliche rechtlich begründete Besitznahme des Landes unterzuschieben und außerdem die Magyaren über alle Gebühr zu verherrlichen." Der Troppauer Gymnasiallehrer Dr. Rösler aber charakterisirt in seinem Schulprogramme v. J. 1860 („Zur Kritik älterer ungarischer Geschichte", Troppau 1860) den Verfasser jener Quelle folgendermaßen: „Auf den ersten Blick möchte man den Augen nicht trauen, so groß ist die Unverschämtheit dieses Lügners" (S. 26). „Den Anonymus muß man vollständig ent-

ſelbſtändigen Fürſtenthümern (Gauen), die unter eigenen Fürſten (Lechen, Panen und Zupanen) ſtanden. Erſt Svatopluk der Große vereinigte ſie alle unter ſein Scepter. Svatopluk ſelbſt war während der Regierung Raſtislav's nur Fürſt von Nitra und noch bis heute beſingt ihn das alte ſlovakiſche Volkslied als den in Nitra reſidirenden ſlovakiſchen Fürſten*). Auch die Eintheilung Ungarns in die jetzigen Komitate (Geſpanſchaften) iſt nichts weiter, als

---

behren lernen, denn nicht einmal für die Aufſtellung eines Kapitels mythiſcher Zeit könnte er dienen, da ſich gleich mit der Einwanderung der Magyaren in Ungarn anderwärts ſichere hiſtoriſche Nachrichten vorfinden, die ihm widerſprechen und den mythiſchen Schleier zerreißen" (S. 4).

*) Dies hiſtoriſche Klagelied, deſſen Melodie (ſiehe den Anhang) außerordentlich wehmüthig und ergreifend klingt, geben wir hier in deutſcher Ueberſetzung. Es wird in demſelben der Untergang des großmähriſchen Reiches beſungen.

Nitra, hohes Nitra, Du unſere Zierde! :,:
Wo ſind die Zeiten hin, :,: Zeiten Deiner Blüthe?

Nitra, liebes Nitra, der Slovaken Mutter! :,:
Thränen bitter weinen :,: Deine Söhn' und Töchter.

Länder reger Ströme, Donau, Weichſel und Wag: :,:
Alle waren ſie Dein, :,: Du thronteſt an der March.

Nitra, Du Königsſitz Svatopluk's des Mächt'gen! :,:
Durch die wilden Horden :,: Mußteſt Du untergeh'n!

Du warſt des Apoſtels Method heil'ger Wohnort, :,:
Als er unſern Vätern :,: Brachte das Gotteswort.

Begraben liegt Dein Ruhm in Schatten und in Staub; :,:
So wandelt ſich die Zeit, :,: — So iſt dieſer Welt Lauf!

eine Fortsetzung der uralten slavischen Gauverfassung. Dies beweisen sowohl die altslavischen Namen, welche die Mehrzahl der Komitate führen, als auch das Wort „Župa" (Schupa), welches mit Bezeichnung derselben Würde in's Magyarische (ispány, slavisch: župán; nádorispány, slavisch: nádvorný župán, d. h. der Palatin von Ungarn, Pfalzgraf) übergegangen ist. Selbst der von den Magyaren besetzte Theil des großmährischen Reiches (Pannonien und das daran stoßende Land) wurde noch lange „Mähren" und späterhin ausschließlich „Pannonien" genannt, bis der Name „Ugria" (Ugoria, Hungarn, d. h. Ungarn) die übrigen Namen gänzlich verdrängte.

Die Magyaren sind auch nach ihrer Niederlassung in dem jetzigen Ungarn noch lange Zeit Heiden geblieben. Ueber ihre heidnische Volksreligion ist äußerst wenig bekannt. Sie sollen besonders einen Kriegsgott, eine Zaubergöttin Raschdi (Rasdi genannt), Erde, Feuer, Sonne ꝛc. verehrt, an den Bächen, Bäumen, Quellen und Steinen geopfert, ihren Eid aber mit dem Trinken ihres eigenen Blutes bekräftigt haben. Sie waren ein kriegerisches, abenteuerliches Volk und führten ein wildes Nomadenleben. Ihr ganz besonderes Lieblingsthier war das Pferd. Leicht bewaffnet setzten sie sich auf ihre flinken Pferde und beunruhigten so bis zum Jahre 955 fast das ganze westliche Europa. Die Kriegskunst der Magyaren bestand hauptsächlich darin, daß sie allen großen Schlachten auszuweichen suchten und sich plötzlich auf einzelne Theile der Bevölkerung warfen, die Gegenden ausplünderten und sodann in aller Schnelligkeit, mit großer Beute beladen, in ihre Heimath zurückeilten. Ihre räuberischen Einfälle in Deutschland, namentlich in Sachsen, Bayern und Thüringen, sind hinreichend bekannt. Von ihren gräulichen Verwüstungen hat

uns die Geschichte Vieles aufbewahrt, aber auch von ihren Niederlagen, z. B. in der Schlacht bei Merseburg im J. 933, wo sie der König Heinrich I. so auf's Haupt schlug, daß gegen 36,000 Mann auf dem Platze blieben, und auf dem Lechfelde bei Augsburg im J. 955, wo sie ganz aufgerieben wurden.

Hätte das Christenthum die wilden Magyaren nicht gebändigt, so wäre es ihnen gewiß ähnlich ergangen, wie ihren Vätern, den Hunnen, und wie allen räuberischen Horden, die allmälig ganz vernichtet wurden.

Der erste Christ aus dem magyarischen Volke, soweit sich das mit Gewißheit historisch nachweisen läßt, war der Herzog Gejsa. Er war durch seine Gemahlin Scharolta (Charlotte), eine Tochter des Siebenbürger-Fürsten Gyula (Jula) bekehrt. Der Fürst Gyula aber hatte sich in Konstantinopel, wo er als Geißel 5 Jahre lang verweilen mußte, mit dem Christenthum bekannt gemacht und sich dort im J. 946 taufen lassen. In sein Land Siebenbürgen zurückgekehrt, bekannte er sich nun mit seinem ganzen Hause im J. 949 zu der griechisch-katholischen Kirche. Die Tochter Gyula's, Charlotte, nahm dann der magyarische Herzog Gejsa zu seinem Weibe. Sie war eine sehr fromme Christin, die durch ihren guten Einfluß ihren herzoglichen Gemahl allmälig milder stimmte, so daß sich dieser im Jahre 977 taufen ließ. Hierdurch wurde der Weg zur Bekehrung der Magyaren so glücklich angebahnt, daß vom Sohne Gejsa's, dem glorreichen Stephan, die christliche Kirche bereits zur Staatskirche in Ungarn erhoben werden konnte.

Dies geschah zufolge einer vielseitigen, theils von Griechenland, theils von Deutschland aus, theils auch von den einheimischen Slovaken auf verschiedene Weise getriebenen Missionsthätigkeit. Unleugbar erwarben sich in dieser Be-

ziehung besonders die zwei Slaven: Adalbert, (Wojtech), der Prager Erzbischof, und sein Freund Radla die größten Verdienste. Das Prager Erzbisthum nämlich reichte damals bis zu dem Wagfluß in der jetzigen Slovakei. Auf seinen amtlichen Reisen durch das ganze Erzbisthum kam Adalbert auch nach Gran hin, in die Residenzstadt des bereits getauften magyarischen Herzogs Geisa, welcher den Erzbischof nicht nur sehr freundlich aufnahm, sondern demselben auch seinen Sohn Stephan, ursprünglich Vajk genannt, zu christlicher Erziehung übergab und im Jahre 995 in Gegenwart des deutschen Kaisers Otto III. feierlich taufen ließ.

Als Stephan im Jahre 997 seinem Vater in der Regierung nachgefolgt war, beschloß er sogleich das ganze Ungarnland zu christianisiren. Aber die heidnischen Magyaren, von dem Herzog Kupa angeführt, empörten sich gegen ihn. In diesem Kriege nun haben wir schon ein sicheres Zeugniß darüber, wie es vor Allem die Slovaken waren, welche damals für die Kirche Christi und für das göttliche Recht des bereits christlichen Fürsten Stephan heldenmüthig kämpften. Nach Besiegung der Rebellen arbeitete Stephan mit verdoppeltem Eifer an der Ausbreitung des Christenthums unter den Magyaren. Er berief mehrere Lehrer aus den benachbarten Ländern, ließ Kirchen bauen, stiftete das Graner Erzbisthum, legte viele Klöster und mehrere Bisthümer an, die er insgesammt mit Gütern reichlich bedachte, ja er trat selber als ein Apostel unter seinem Volke auf. Im Jahre 1000 schickte Stephan eine glänzende Gesandtschaft und mit ihr den Abt Radla nach Rom, um für seine Regierung und seine kirchlichen Stiftungen die päpstliche Bestätigung zu erhalten. Der Papst Sylvester II., hocherfreut darüber, gab dem Herzog Stephan nicht nur den Segen der Kirche, sondern schickte ihm zu-

gleich eine goldene Königskrone und ein doppeltes Kreuz, und legte dem eifrig christlichen Fürsten den Titel eines apostolischen Königs bei. Alle ungarischen Könige bis auf heute haben diesen Titel getragen und sich in dem fortwährenden Besitz der erwähnten Kleinodien erhalten.

Noch in demselben Jahre (1000 nach Christo) wurde Stephan in Gran zum Könige feierlich gekrönt.

Dieser wahrhaft christliche König, der späterhin den ehrenden Beinamen des Heiligen erhielt, ist der eigentliche Gründer des ungarischen Königreiches. Er vereinigte die verschiedenen Völkerschaften Ungarns unter sein Scepter als ein König von Gottes Gnaden. Zur Schutzpatronin des Landes wählte er die Jungfrau Maria (mater Dei d. h. Mutter Gottes), die Geistlichen aber erhob er unter allen Volksklassen zu dem ersten Range, indem er ihre hohe Stellung durch Gesetze, einen überaus reichen Grundbesitz und Zehentabgaben sicherte. Er theilte das ganze Ungarnland in 72 Komitate (Gespanschaften) ein, bestellte einen Reichspalatin (Pfalzgrafen), Obergespäne (Komitatsvorsteher) wie auch in einzelnen Gespanschaften mehrere Stuhlrichter (Kreisrichter), und gab strenge Gesetze zur Sicherung des Eigenthums.

Die von dem trefflichen König Stephan dem Heiligen durchgeführte staatliche Organisation Ungarns besteht wesentlich aus den Elementen der altslavischen Verfassung. Die Persönlichkeit des Menschen kam da im christlichen Sinne zu ihrem Rechte. Vor Allem wurde die Sklaverei jeder Art auf das Strengste verboten. Die Fremden, namentlich Deutsche, die schon unter Gessa und noch mehr unter Stephan sich in Ungarn niederließen, wurden in den königlichen Verordnungen Gäste (hospites) genannt und für gleichberechtigt mit den einheimischen Landesbewohnern erklärt.

Wie hoch die Persönlichkeit des Menschen geachtet wurde, beweisen die Verordnungen, nach welchen die Unzucht mit Abrasirung des Haupthaares, ja unter Umständen mit dem Tode bestraft wurde. Jeder konnte über sein Eigenthum selbständig verfügen, und den letzten Willen der Verstorbenen durfte Niemand ändern. Auch in Betreff der Sonntagsentheiligung wurden strenge Gesetze gegeben und angeordnet, daß der kirchliche Gottesdienst von Allen, Alten und Jungen, Männern und Frauen (mit Ausnahme derjenigen, welche auf das Feuer im Hause Achtung zu geben hatten) regelmäßig besucht werde.

Schon zur Zeit der Gründung des ungarischen Königreiches, wie wir das bereits oben sahen, waren dessen Bewohner ein Gemisch von vielen Völkern, welche sich in Sprache, Sitten, Gebräuchen und Kultur streng von einander unterschieden. Um nun keinem derselben seine nationale Eigenthümlichkeit zu verkürzen, erhob der König Stephan die lateinische Sprache zur gemeinsamen Amtssprache; doch da das Lateinische von keinem Volke des Landes gesprochen wurde, so waren die betreffenden Beamten verpflichtet, mit dem magyarischen Volke magyarisch, mit dem slovakischen slavisch, mit dem rumänischen rumänisch ꝛc. zu verhandeln. Stephan sah es klar ein, wie wichtig es bei einer gemischten Landesbevölkerung sei, einen solchen Weg einzuschlagen, er wußte aber auch, wie groß die Macht der Krone sei, unter der so verschiedene Völker vereinigt sind. Deshalb sagte der große König seinem Sohne, indem er ihm auf dem von ihm selbst eingeschlagenen Wege stets zu verbleiben rieth, unter Anderem Folgendes: „Ein Reich, wo nur eine Sprache und eine Sitte herrscht, ist schwach und hinfällig" (regnum imbecille et fragile).

Gewiß, der wahrhaft edle christliche Geist Stephan's

glorreichen Andenkens vermochte es allein, die Völker Ungarns einander näher zu bringen. Die Magyaren durften nun nicht mehr an ihre alten räuberischen Streifzüge denken, sondern mußten feste Wohnungen für sich bauen, und von ihren Nachbarn, namentlich von den fleißigen und sinnigen Slovaken und Kleinrussen Landbau wie auch verschiedene Handwerke lernen und sich nach und nach mit allen Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten einer geregelten Lebensweise bekannt machen. Daher auch die große Menge slavischer Namen und Wörter in der magyarischen Sprache.

Allerdings ging es mit der Anlegung von festen Wohnsitzen, Dörfern und Städten bei den Magyaren nur langsam vorwärts. Noch im Jahre 1189 berichtet z. B. der Freisinger Bischof Otto, daß er damals, als er mit dem deutschen Kaiser Friedrich dem Rothbärtigen den großartigen Kreuzzug in's heilige Land unternahm und über Ungarn pilgerte, unter den Magyaren noch ein sehr rohes Leben gefunden, und bei weitem mehr Zelte als feste Wohnsitze gesehen habe. Und noch der ungarische König Ladislaus IV. mußte im Jahre 1279 dem Papste versprechen, daß die Magyaren ihre Zelte verlassend von nun an nach christlicher Sitte in festen Ortschaften und Häusern wohnen würden.

Seit des heil. Stephan's Zeit nun ist die Geschichte der Slovaken in der gemeinsamen Geschichte Ungarns enthalten. Die bereits bekannten verschiedenen Völker lebten daselbst friedlich neben einander, bewahrten die Treue ihren Königen, liebten und vertheidigten ihr gemeinsames Vaterland. Bei Vertheilung der geistlichen Würden und der Staatsämter wurde nicht auf die Nationalität, sondern einzig und allein auf die persönliche Tüchtigkeit und Würdigkeit gesehen. Die zahlreichen Burgen im Lande waren Staatsgüter, sie dienten als Stützpunkte zur Landesvertheidigung,

und die Burggrafen waren Kriegsanführer. Das späterhin so sehr überhand nehmende Lehnswesen (das Magnatenthum) und die Leibeigenschaft datiren eigentlich erst seit dem Jahre 1222, als der ungarische König Andreas II., durch seinen unglücklichen Kreuzzug vom Jahre 1217 geschwächt, sich durch ein neues Gesetz, goldene Bulle genannt, helfen mußte.

Die ganze ungarische Geschichte zerfällt in 3 Hauptzeiträume: 1) in die Zeit der Könige aus dem Stamme Arpad's, vom Jahre 1000 bis 1301; 2) in die Zeit der Könige aus verschiedenen Häusern 1301—1526; und 3) in die Zeit der Könige aus dem noch jetzt regierenden österreichischen Hause, vom Jahre 1526 bis auf die neueste Zeit.

Aus Arpad's Stamme herrschten im Ganzen 23 Könige. Während ihrer Regierungszeit entwickelte und befestigte sich sowohl die Macht der christlichen Kirche als auch die Einheit des ungarischen Königreiches.

Gegen die christliche Kirche Ungarns erhoben sich dreimal die Reste der heidnischen Bevölkerung unter den Magyaren und den ihnen stammverwandten Kumaniern: einmal unter Kupa, wie wir das bereits oben sahen, das anderemal unter Anführung Watha's und Wiska's (um das Jahr 1046) und das drittemal unter dem Sohne Watha's Johann (um das Jahr 1063), der nach seiner völligen Besiegung zugleich mit den übrigen Haupträdelsführern vom König Bela I. mit dem Tode bestraft wurde. Erst unter der Regierung Ladislaus des Heiligen (1077—1095) trat für die Kirche Ungarn's eine gesegnete Zeit ein. Ladislaus war nach Stephan dem Heiligen der bedeutenste ungarische König dieses Zeitraumes. Er besiegte die letzten heidnischen Horden in Ungarn, die Kumanier, einen mongolischen, den Magyaren verwandten Stamm,

und wies ihnen, nachdem sie das Christenthum angenommen, das jetzige Jazygien zur Wohnstätte an. Die später eingewanderten kumanischen Schaaren ließen sich unter der Regierung des Königs Bela IV. (1235—1270) im heutigen Kumanien nieder.

Wurden aber auch diese mongolisch-heidnischen Ueberreste besiegt, so hatte doch Ungarn in diesem Zeitraum unaussprechlich viel von andern wilden Horden desselben Stammes auszustehen. Im März des Jahres 1241 nämlich rückten über eine halbe Million tartarischer Barbaren (oder Mongolen) aus Asien, nachdem sie Rußland und Polen durchstreift hatten, über die Moldau, in Ungarn ein und verwüsteten Staat und Kirche. Wohin nur diese Heuschrecken-Schwärme gelangten, ward Alles zerstört und verwüstet, die Bewohner aber wurden niedergemetzelt, so daß im J. 1242, als die rohen Horden das Land wieder verließen, die Gegenden, die sie durchzogen hatten, buchstäblich einem öden Leichenfelde gleich waren. Dies war ein schweres Gericht Gottes über Ungarn, welches besonders durch die rohe Zügellosigkeit der habsüchtigen Großen des Landes heraufbeschworen war.

Im zweiten Zeitraume finden wir 12 Könige aus verschiedenen Häusern, die theils durch italienischen, theils durch deutsch-slavischen Einfluß an die Spitze der Regierung kamen, bis die freie Königswahl zu der unbändigsten Willkürherrschaft der Magnaten, zu der fürchterlichsten Entsittlichung des Volkes und somit zum Verderben des ganzen Landes führte. Viele Schlösser und Burgen sind in dieser Zeit zu förmlichen Raubnestern für die hohen Adeligen geworden, von wo aus sie sich gegenseitig bekriegten und mit ihren Panduren die benachbarten Güter plünderten. Unter solchen Umständen wäre gewiß das Königreich Ungarn ent-

weder den wilden muhamedanischen Türken oder anderen Nachbarmächten zur Beute geworden, wenn ihm Gott nicht einige tüchtige Könige geschenkt hätte, die im christlichen Geiste regierend, ihr Land gegen alle Angriffe heldenmüthig vertheidigten und auch für die Hebung der christlichen Bildung unter ihren Völkern treue Sorge trugen.

Solche Könige waren besonders Ludwig I. (1342—1382) und vor Allem der Sohn des berühmten Helden Johann Hunyady, Matthias Korwinus genannt (1458—1490). Dieser Matthias war der erste unter den bisherigen ungarischen Königen, der eine stehende Truppenmacht errichtete. Ihren Kern bildete die rühmlichst bekannte schwarze Schaar (legio nigra, wegen der Unerschrockenheit ihres Muthes und der Todesverachtung so bezeichnet), welche 6000 Mann stark, aus Slovaken, Böhmen und Serben bestand und unmittelbar vom König selbst befehligt und angeführt wurde. Weiter war die vortrefflich geordnete Rechtspflege einer der Glanzpunkte von Matthias' Regierung. Noch heut zu Tage hört man das Sprichwort aus dem Munde der Völker Ungarns: „König Matthias ist dahin und mit ihm die Gerechtigkeit!" — Bei allem seinem diplomatischen und kriegerischen Wirken liebte und pflegte er auch die Wissenschaft, wie kein anderer seiner Vorgänger. Er gründete in Preßburg eine neue Universität, an der auch mehrere deutsche Gelehrte (ein Krumbach, Hittendorf, Schwinkler, Joh. Müller, Peter Schwarz) wirkten. Der großartigste Beweis jedoch von der Liebe des Königs zur Wissenschaft war die von ihm in Ofen angelegte und zu jener Zeit unvergleichliche Bibliothek, in welcher sich gegen 50,000 in Gold, Silber und Sammt gebundene seltene Schriften befanden und zu deren Vermehrung er fortwährend 32 Schreiber hielt. Alljährlich soll er 33,000 Dukaten

auf diese Bibliothek verwendet haben. Viele Handschriften und Bücher, die bei der Eroberung Konstantinopels und Athens im J. 1453 gerettet wurden, ließ er zusammenkaufen. Im J. 1470 ward durch sein Bemühen auch eine Buchdruckerei in der Landes-Hauptstadt Ofen errichtet. Endlich entstand noch unter seinem Schutze eine Gelehrtengesellschaft, welche auch im Auslande rühmlich bekannt wurde; in ihre Mitglieder sind größtentheils lauter Ausländer, Deutsche und Czechen, gewesen.

Allein diese edlen Bestrebungen des großen Königs Matthias blieben ohne Erfolg für Ungarn, welches noch lange nicht reif genug dafür war, um derartige Schätze gehörig benutzen und würdigen zu können.

Nach dem Tode Matthias', wo unter den nachfolgenden schwachen Königen der christliche Sinn unter der Geistlichkeit beinahe gänzlich verschwand, wo die Zucht aus den Klöstern verbannt wurde, wo ein wüstes Treiben, Räuberwesen, Unsittlichkeit jeder Art, Uebermuth, Zwietracht und grenzenlose Zügellosigkeit ꝛc. fast zur herrschenden Sitte unter den ungarischen Großen ward: kam eine schwere Zuchtruthe über das ganze Land in den barbarischen Türken. Nach der verhängnißvollen Schlacht bei Mohács am 29. August 1526, wo auf der Flucht auch der ungarische König Ludwig II. in einem Sumpfe seinen Tod fand, eilten die siegreichen Schaaren der wilden Türken unter Anführung Soliman's nach Ofen. Diese schöne Stadt wurde von ihnen mit Feuer und Schwert ganz und gar verwüstet, und die Ueberreste der schon vorher durch Einheimische wie Ausländer vielfach geplünderten großartigen Bibliothek wurden ein Raub der Flammen. Einige dieser Schätze sollen auch nach Konstantinopel gewandert sein, welche man soeben entdeckt zu haben meint und jetzt nach

mehr als 300 Jahren zurückzubekommen hofft. Ungarn kam nun nach dieser unglücklichen Schlacht noch im J. 1526 zufolge der vorhandenen Heirathsverträge erblich an die österreichischen Regenten.

Dies ist ein kurzer Ueberblick der politischen Geschichte Ungarns bis zur Reformation.

Betrachten wir nun noch etwas genauer, wie es in kirchlicher Beziehung während dieses Zeitraumes in Ungarn stand.

Wenn man vom tiefen Verfall der christlichen Kirche im Mittelalter spricht, so gilt das in ganz besonders hohem Maße von Ungarn. Die ungarischen Bischöfe, Aebte und Pröpste waren nicht christliche Seelenhirten, sondern reiche und überaus mächtige Gutsherren, die nicht nur über die Freiheit, sondern sogar über das Leben ihrer Unterthanen zu entscheiden hatten. Diese nun wie auch die niederen Geistlichen führten mit nur sehr wenigen Ausnahmen ein ausschweifendes, üppiges und gottloses Leben. Ihre Zügellosigkeit in politischer Beziehung war nicht geringer, wie die der weltlichen Großen des Landes; sie nahmen auch an den fortwährenden Kriegen Theil und bekümmerten sich um die Kirche nicht. Was konnten also die von solchen Priestern herzlos verrichteten äußerlichen Kirchenceremonien dem heilsbedürftigen Volke helfen? Die grenzenlose Unwissenheit der Geistlichen führte das arme Volk zur fast heidnischen Verehrung der Jungfrau Maria. Den zahlreichen Bildern Maria's schrieb man die fabelhafteste Wunderkraft zu, und um das Volk im Aberglauben zu erhalten, nannte man dieselben Gnadenbilder. Wie in der römischen Kirche überhaupt eine große Menge, so zählte man in Ungarn allein 140 Orte, wo solche Gnadenbilder wunderthätig sein sollten. Zu diesen Orten wallfahrtete nun das arme Volk und

blieb ohne wahren Troſt in den ſchweren Zeiten, welche durch die verwüſtenden Mongolen- und Türkenkriege über das Land Ungarn herbeigeführt waren. Von Chriſto, dem alleinigen Seligmacher aller Gläubigen, wußte man faſt gar nichts mehr.

Als ſich die ungariſche Kirche in einer ſo traurigen Lage befand, trat in Böhmen der gewaltige Bußprediger Magiſter Johannes Hus auf. Er war geboren im Marktflecken Husinec (im ſüdlichen Böhmen) am 6. Juli 1373, wirkte ſeit dem Jahre 1398 als Profeſſor der Theologie und Philoſophie an der Univerſität zu Prag, ſeit dem J. 1402 aber zugleich als Prediger an der Bethlehemskirche daſelbſt. Mit aller Entſchiedenheit bekämpfte er die verſchiedenen in die Kirche eingeſchlichenen Mißbräuche und ſtrebte auf Grund des reinen Evangeliums mit heiligem Eifer die Herzen zu dem lebendigen Glauben an den gekreuzigten und auferſtandenen Heiland zu führen. Sein untadeliger chriſtlicher Lebenswandel, ſeine tiefe, wahrhaft chriſtliche Frömmigkeit, ſeine reine und treue Seele, wie überhaupt ſein mildes, liebenswürdiges Weſen zog ſeine Zuhörer mächtig an. In kurzer Zeit fand er nicht nur in Prag, ſondern auch in weiten Kreiſen des böhmiſchen und mähriſchen Volkes einen bedeutenden Anhang, da die große Liebe zu dem altſlaviſchen kirchlichen Gottesdienſte im Volke noch nicht verſchwunden war, und Hus in ſeiner czechiſchen Mutterſprache gemeinverſtändlich, für Jedermann faßlich und anſprechend predigte. Selbſt die fromme Gemahlin des böhmiſchen Königs Wenzel, Sophia, nahm ihn zu ihrem Beichtvater an.

Hus drang vor Allem auf Bekehrung und auf wahre Herzensbuße, deckte muthig die Schäden der Kirche auf und rügte im Lichte des Wortes Gottes das

unsittliche Leben der Geistlichkeit sowohl als auch der Laien.

Allein dem Papste und den in fürchterliche Gottlosigkeit versunkenen Bischöfen gefielen die ernsten reformatorischen Bestrebungen Husens nicht. Die Feinde der christlichen Wahrheit bewirkten es, daß er im J. 1413 Prag verlassen und sich nach seinem Geburtsorte, Husinec, begeben mußte. Er predigte nun daselbst und an den umliegenden Orten mit dem größten Segen. Oft hörten mehrere Tausende auf freiem Felde seine ergreifenden Predigten an, und seine Lehre drang durch das ganze Böhmen hin. Dieser Erfolg und mehrere Schriften, die Hus damals verfaßt hatte, reizten den Papst und die Bischöfe noch mehr, und sie ruhten nicht, bis sie ihn, den theuren Mann Gottes, aus dem Wege geräumt hatten. Er ward im Jahre 1414 vor die Kirchenversammlung nach Kostnitz (Konstanz) citirt, um da seine Lehre zu widerrufen.

Der böhmische König Wenzel wie auch die Stände seines Landes standen entschieden auf Husens Seite, und der deutsche Kaiser Sigismund ertheilte ihm einen ihn sichernden Geleitsbrief nach Kostnitz. Vor seiner Abreise erließ Hus noch ein Schreiben an alle seine getreuen Glaubensbrüder und Schwestern in Böhmen, welche das Wort Gottes von ihm gehört und durch ihn Gnade und Frieden von Gott dem Vater und den wahren Seelentrost vom heiligen Geiste empfangen hatten, und ermahnte sie im Namen Jesu Christi, daß sie ohne Flecken in der Wahrheit Gottes wandeln und sich vor Irrlehren hüten möchten. In Kostnitz angekommen, konnte er natürlich seine Lehre nicht widerrufen. Er vertheidigte sich aus der heiligen Schrift und erklärte sich bereit, von seiner Lehre abzustehen, falls er aus dem Worte Gottes widerlegt würde. Aber anstatt ihn aus

der heiligen Schrift seiner Irrthümer zu überführen, warf ihn die Kostnitzer Kirchenversammlung in's Gefängniß und ließ ihn dann nach vielen Martern am 6. Juli, gerade an seinem Geburtstage, 1415 auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Nach einem Jahre mußte auch sein Schüler und Freund, Hieronym von Prag, den Zeugentod in Kostnitz sterben.

Das czechische Volk mit seinem Könige und dem Adel, darüber auf das Höchste erbittert, ergriffen die Waffen gegen den treubrüchigen Kaiser Sigismund, der selbst dem Concil zu Kostnitz beigewohnt, und mit dessen Vorwissen man den glaubenstreuen böhmischen Lehrer, Hus, verbrannt hatte.

In Folge davon entbrannten die bekannten hussitischen Kriege in Deutschland.

Während nun die Hussiten Böhmens mit Kriegen beschäftigt waren, entwickelte sich in aller Stille die evangelische Lehre des theuren Glaubenszeugen Hus unter dem slovakischen Volke in Ungarn.

Die Slovaken nämlich als die nächsten Stammesverwandten der Czechen hatten schon damals mit diesen gemeinsame Schriftsprache. So war es denn auch nicht schwer der Lehre Husens in der Slovakei Eingang zu verschaffen. Schon im Jahre 1424, als die Hussiten unter Zizka's Anführung durch die Lausitz und Schlesien siegreich vordrangen, ließen sich Tausende von ihnen in Oberungarn nieder, bauten sich Kirchen und bildeten eigene Gemeinden. Ganz besonders in den Jahren 1440 bis 1453 verbreitete sich in der Slovakei Husens Lehre, und zwar mit solchem Erfolg, daß bald die ganze Slovakei, die Karpathengegend von Preßburg bis Kaschau, besonders die 14 Komitate: Preßburg, Neitra, Trentschin, Barsch, Neograd, Honth, Sohl, Thurotz, Arva, Liptau, Zips, Gömör, Scharosch und Abauj — hussitisch waren. Unter dem Schutze des böhmischen

Feldhauptmannes Joh. Jiskra von Brandeis, der von der ungarischen Königin-Wittwe Elisabeth gegen die Oligarchie (Ausschußregierung) einiger Großen nach Ungarn berufen war, wurden die Hussiten daselbst bald mächtig.

Der Papst ward nun ängstlich und wußte es durch seinen Gesandten, den Cardinal Julian, durchzusetzen, daß sich der ungarische König Wladislaw I. im Jahre 1444 verpflichtete, alle Hussiten, wo sie immer in Ungarn zu finden wären, gänzlich auszurotten. Doch kam dieser Beschluß nicht zur Ausführung, da der König und der päpstliche Legat Julian, sowie auch viele Bischöfe und Magnaten noch im demselben Jahre (den 10. Nov. 1444) in der fürchterlichen Schlacht gegen die Türken bei Warna fielen.

In der darauffolgenden Zeit, wo die ungarischen Könige mit der Beschützung des Landes gegen die wilden Türkenschaaren einerseits, und gegen die Willkürherrschaft der Großen im Inneren andererseits genug zu thun hatten, blieben die friedlichen Hussiten Oberungarns ungestört; erst in den späteren Jahren der Regierung des mächtigen Königs Matthias wurden sie wieder hart bedrängt. Namentlich dessen Nachfolger, der sonst schwache König Wladislaw oder Uladislaus II. (1490—1516), ließ auf Anstiften der päpstlichen Gesandten und sonstiger Werkzeuge zu zwei verschiedenen Malen eine gräuliche Verfolgung über die Anhänger Husens in Ungarn ergehen. Er verordnete im J. 1501, daß sie keine öffentliche Aemter begleiten dürften und daß sie, wo man ihrer nur habhaft werden könnte, eingekerkert, und im Falle sie ihre Irrthümer nicht widerriefen, sogar mit dem Tode bestraft werden sollten. Im Jahre 1508 erging die zweite Verfolgung, welche besonders ein Augustiner-Mönch bei dem Könige Uladislaus II. erwirkt hatte. Während dieser aber wurde dem König das hussitische Glau-

bensbekenntniß überreicht, durch welches mächtig ergriffen, er sich zur Einstellung aller Feindseligkeit bewegen ließ.

Seit dieser Zeit bis zum Eingang der lutherischen Reformation in Ungarn konnten sich die slovakischen Hussiten in der Stille fortentwickeln. Zwar herrschte im Lande ein großes und ziemlich allgemeines sittlich-religiöses Verderben. Dasselbe war einerseits durch verschiedene alte und neue politische Parteiumtriebe der Großen (Magnaten), andererseits durch die Empörung der Bauern unter Anführung Dozsa's, eines Magyaren, hervorgerufen. Die Bauern sollten nämlich, nachdem der graner Erzbischof Thomas Bakacs beim Papste einen Kreuzzug gegen die Türken und einen Ablaß für die daran Theilnehmenden im J. 1513 ausgewirkt hatte, eigentlich gegen die Türken kämpfen, erhielten daher auch den Namen „Kreuzzügler" oder „Kuruzen," kehrten aber ihre Waffen gegen die Adeligen und Großen des Landes. Je schwerer nun aber auch das Kreuz war, das sich wegen jenes innern Verfalls im Lande als ein Gericht Gottes auf den Völkern Ungarns durch die schrecklichen Verwüstungen der Türken lagerte: desto herrlicher ließ der HErr der Kirche die Früchte dieser Kreuzesschule bei den Hussiten in den stillen Thälern des Karpathengebirges hervorsprossen. Der dreieinige lebendige Gott hatte sich dieses Häuflein erwählt zu den ersten Zeugen der evangelischen Wahrheit in Ungarn und dasselbe zu einer Stadt auf dem Berge gemacht, die nicht verborgen sein sollte (Matth. 5, 14).

Drittes Kapitel.

Die ev.-luth. Kirche der Slovaken, und ihr Märtyrerthum unter den Verfolgungen der Jesuiten (1517—1791).

Das 16. Jahrhundert ist das Zeitalter der Reformation oder der Kirchenerneuerung, die zwar schon lange Zeit, besonders seit dem 12. Jahrh. in verschiedenen Ländern durch fromme Männer angebahnt war, jedoch erst jetzt an Haupt und Gliedern der Kirche vorgenommen werden konnte. Bekanntlich sind fast zu einer und derselben Zeit zwei Männer als Reformatoren aufgetreten: in Deutschland Dr. Martin Luther (geb. zu Eisleben am 10. Nov. 1483) und in der Schweiz Ulrich Zwingli (geb. zu Wildhaus in Toggenburg am 1. Jan. 1484), dessen Werk nach seinem Tode besonders von Joh. Calvin (geb. zu Noyon in der französischen Picardie 1509) fortgesetzt wurde. Wie wir wissen, konnten sich diese Reformatoren in wesentlichen Stücken der Lehre nicht einigen, daher trägt die durch die deutsche Reformation gereinigte Kirche den Namen einer ev.-lutherischen oder evangelischen Kirche augsburger Bekenntnisses, die durch die Schweizer erneuerte aber den einer reformirten oder evang. Kirche helvetischen Bekenntnisses.

In Ungarn war der Boden für die Reformation, wie wir bereits gesehen haben, hauptsächlich durch die Hussiten vorbereitet, daher fand Luther bei seinem ersten reformato-

rischen Auftreten einen großen Anhang unter den Slovaken und Deutschen in den Karpathengegenden. Von Zwingli und Calvin wußte man lange Zeit in Ungarn gar nichts.

Die Ausbreitung der deutschen Reformation in Ungarn war übrigens durchaus nicht etwa das Werk eines einzigen Mannes, wie man das bisher vielfach von Matthias Devay angenommen hat, dem man irrthümlicher Weise sogar den ehrenden Beinamen des „ungarischen Luther" beilegte; vielmehr sind es in den einzelnen Komitaten und Städten einzelne Männer gewesen, die, wenn auch nicht mit gleichem Erfolge, so doch mit gleichem Eifer für die Ausbreitung der ev. Lehre thätig waren. In solchem Sinne wirkten von den Theologen besonders Basil Modonius, Paul von Hunischowa und Joh. Schindler im Trentschiner Komitate, Kaspar Kolárik, Jaroslav Urbanowič und Mich. Marček in Arva, Andr. Jakobäi und Stanislaus Mokošin in Liptau, ferner Leonhard Stöckel und Mich. Radaschin im scharoscher, Anton Philadelphy im sohler Komitate, Nikodem Sartorius und Georg Lovčány in den Bergstädten ꝛc. Der oben erwähnte Matth. Devay war bis zum J. 1540 besonders unter den magyar. Magnaten für die Verbreitung der Lehre Luther's thätig, wandte sich dann aber der schweizer Reformation zu und ward einer der eifrigsten Verbreiter dieser Lehre. Von den Großen des Landes, den sogenannten Magnaten aber beförderten die lutherische Reformation vor Allem die Freiherren Franz Révay, Peter Perényi, die Grafen Thom. Nádasdy, die Thurzo's, Illyesházy's ꝛc. Selbst die ungarische Königin Maria, die Gemahlin Ludwig's II., war Luther zugethan, der ihr auch nach dem unglücklichen Ende ihres Gemahls, nach der Schlacht bei Mohács, einen Trostbrief und die Auslegung von 4 Psalmen, des 37. 62. 94 und

109, überſandte. Aus der ſchwerſten Zeit ihres Lebens, als ſie während des Türkenkrieges im J. 1526 in Wien wegen ihrer evang. Geſinnung mancherlei Kränkungen zu erdulden hatte, iſt uns von ihr das bekannte ſchöne Lied „Mag ich Unglück nicht widerſtan“ erhalten, welches ihren Glaubensmuth und ihr Gottesvertrauen in einer herrlichen Weiſe bekundet. Unter ihrer Begünſtigung entſtanden ſchon frühzeitig auf ihren Gütern im ſohler Komitate zahlreiche evang. Gemeinden.

Das Meiſte wurde indeß, wie in andern Ländern, ſo auch in Ungarn durch den lebhaften Verkehr bewirkt, der zwiſchen Luther und den Studirenden aus allerlei Nationen auf der Univerſität Wittenberg beſtand. Von 1522 bis 1564 allein ſtudirten in Wittenberg gegen 200 Slovaken.

Da nun Luther in kurzer Zeit nicht nur unter den Slovaken und Deutſchen in Ungarn, ſondern auch unter den Magyaren viele Anhänger gewonnen hatte, ſo wurden die römiſch-katholiſchen Biſchöfe in hohem Grade beſorgt und waren im Verein mit dem Papſte mit ſolcher Energie thätig, daß bereits im J. 1523 der ſonſt milde und ſchwache König Ludwig II. mit dem Landtage einen Geſetzartikel, den 24., beſchloß, der die Ausrottung aller Lutheraner in Ungarn bezweckte. Noch gefährlicher aber war der 4. Geſetzartikel vom J. 1525, nach welchem alle Anhänger Luther's lebendig verbrannt werden ſollten; wiewohl König Ludwig, dem die Willkürherrſchaft der Großen des Landes und überdies der Einfall der Türken viel zu ſchaffen machte, ſo viel ſich hiſtoriſch nachweiſen läßt, die Strenge des Geſetzes an keinem der Lutheraner ausüben ließ. Da ferner die verhängnißvolle Schlacht bei Mohacs am 26. Auguſt 1526, in der außer 22,000 Kriegern auch 7 Biſchöfe, 28 Magnaten und 500 Adelige fielen, dem Leben des Königs

ein Ende machte, und in Folge dessen ein großer Theil des Landes unter die türkische Oberherrschaft gerieth, so konnte die luth. Reformation nur einen um so freieren Lauf nehmen, da sich die Türken, zufrieden mit der Zahlung der Abgaben, um die kirchlichen Angelegenheiten der unterworfenen Völker nicht kümmerten. Dazu kam, daß das Unglück, welches durch diese Niederlage das Land traf, viele der Bewohner Ungarns zu aufrichtiger Buße führte und damit ihre Herzen dem evangelischen Glauben öffnete.

Nach Ludwig II. kam sein Schwager, Ferdinand I. von Oesterreich, wie wir bereits erwähnten, zufolge eines Erbvertrages auf den ungarischen Thron. Mit ihm beginnt die Reihe der ungar. Könige aus dem österreichischen Hause, das noch heute die Herrschaft über Ungarn besitzt.

Groß war die Aufgabe, welche dem König Ferdinand zufiel. Einerseits hatte er der Willkürherrschaft der Großen des Landes Schranken zu setzen und den von den Mißvergnügten ausgerufenen Gegenkönig Johann von Zápolya zu bekämpfen, andererseits den so vielfach unterwühlten und verwüsteten Staat in seine gehörigen gesetzlichen Geleise zu bringen.

Weder Ferdinand (1526—1564) noch Zápolya (1526—1540) waren der Reformation günstig. Der Letztere ließ schon im J. 1527 zwei Slovaken, den Pfarrer Gregori und den Lehrer Nikolaj im sohler Komitate, die mit aller Entschiedenheit im Sinne Luther's öffentlich lehrten, lebendig verbrennen, um sich die Gunst der noch immer mächtigen kath. Bischöfe Ungarns zu verschaffen. Doch diese Gräuelthat schreckte die treuen Bekenner des reinen Evangeliums so wenig ab, daß die Reformation sich vielmehr immer mächtiger ausbreitete und im J. 1557 bereits über zwei Drittel von Ungarns Bewohnern zu ihren Anhän-

gern zählte, von den Magnaten aber nur noch drei bei der römischen Kirche verblieben. Indeß zeigte sich bald, daß es den Magyaren und ihren Magnaten mit der durch Luther gereinigten evang. Kirche durchaus nicht Ernst war, da sie sich schon im J. 1563 auf der Synode zu Tartzal für Zwingli und Calvin erklärten, und nur zum kleinsten Theile evangelisch-lutherisch blieben. Die Slovaken dagegen und die Mehrzahl der Deutschen hielten mit aller Treue zu Luther. Uebrigens waren die Gesetze, die unter Ferdinand I. gegen die neue Lehre erlassen wurden, mehr gegen die Sacramentirer, d. h. Anhänger Zwingli's, als gegen die Lutheraner gerichtet. Es fanden sich sogar kath. Bischöfe in Ungarn, welche das augsburger Bekenntniß vom Jahre 1530 billigten, ja auch solche, die den Muth hatten, die gereinigte Lehre öffentlich zu bekennen, indem sie zu der ev.-luth. Kirche übertraten. Die Lutheraner sollten nur noch dem Staate gegenüber ihre Lehre in besondere Bekenntnisse zusammenfassen und sich dadurch vor den Regierungsorganen ausweisen. Diese Aufgabe wurde besonders den freien und anderen privilegirten Städten zu Theil. So entstanden zwei Bekenntnißschriften, aus je 20 Artikeln bestehend, die eine von den 5 oberungar. königl. Freistädten Leutschau, Eperies, Bartfeld, Zeben und Kaschau (die sogenannte confessio pentapolitana) v. J. 1549, die andere von den 7 Bergstädten: Kremnitz, Schemnitz, Neusohl, Libethen, Pukanz, Dillen und Königsberg (die sogenannte confessio montana) v. J. 1558. Beide hielten sich der Form, wie besonders dem Geiste und Inhalte nach an das augsburger Glaubensbekenntniß. In welch' ernstem evangelischen Sinne diese Bekenntnisse abgefaßt waren, bezeugen uns z. B. folgende Stellen der letzterwähnten Schrift. Sie fängt an mit den Worten: „Wer auf den Herrn als den

Berg Zion vertraut, der bleibt fest immer und ewiglich," und schließt mit der Losung: „Ist Christus allein zu hören, so dürfen wir nicht darauf achten, was irgend Einer vor uns als Gebot hingestellt hat, sondern was Christus, der vor und über Allen ist, gethan hat. Denn man muß nicht der Menschen Gewohnheit folgen, sondern Gottes Wahrheit." In Folge dieser öffentlich abgelegten Zeugnisse wurden die Lutheraner in Ungarn nicht nur geduldet, sondern auch staatsrechtlich anerkannt. Daher kam es auch, daß sich lange Zeit die reformirt gesinnten Geistlichen in ihren Gemeinden äußerlich zur ev.-luth. Kirche hielten, bis es auf der obenerwähnten tartzaler Synode zum völligen Bruch kam, und sich neben der ev.-lutherischen auch eine reformirte Kirche bildete. Das Bekenntniß dieser Kirche (die sogenannte confessio csengerina), welches unter den Reformirten Ungarns noch jetzt als symbolisches Buch gilt, wurde erst im J. 1570 zu Debrezin durch den Druck veröffentlicht.

Somit war denn die evangelisch-lutherische Kirche Ungarns von den magyarisch-reformirten Elementen gereinigt; sie zählte noch immer über 3 Millionen Bekenner, meist Slovaken mit 900 Kirchgemeinden, zu denen noch unzählige Filiale gehörten. Allein sie hatte auch gleich mit zwei mächtigen Gegnern zu kämpfen, mit den Jesuiten, die bereits unter Ferdinand I. im J. 1561 nach Ungarn gekommen waren, und mit den reformirten Magyaren. Die Letzteren verwickelten sich fortwährend in politische und kirchliche Händel, und ihre Häupter, leider auch einige Adelige, die äußerlich zur ev.-luth. Kirche hielten, namentlich Emerich von Tökölyi, wagten es sogar, sich mit den Türken gegen das angestammte Herrscherhaus Habsburg zu verbinden. Was Wunder, wenn die schlauen Jesuiten, diesen Umstand benutzend, die österr. Regierung glauben machten, daß

der Protestantismus mit der Revolution Hand in Hand gehe. Hieraus erklären sich die fürchterlichen Verfolgungen, welchen die Bekenner der beiden protest. Kirchen, namentlich die Slovaken (die fortwährend unter der österr. Regierung standen, während das Gebiet der reform. Magyaren größtentheils von den Türken seit der mohacser Schlacht über $1^1/_2$ Hundert Jahre hindurch besetzt war) zwei Jahrhunderte lang ausgesetzt waren.

Eine kurze Zeit der Ruhe vor Ausbruch der Verfolgungen wurde der ev.-luth. Kirche Ungarns noch vergönnt unter dem milden, hochherzigen König Maximilian (1564—1576), der bekanntlich als deutscher Kaiser auch bei den Evangelischen Deutschlands große Hoffnungen erweckte. Gleich im ersten Jahre seiner Regierung setzte er beim Papste durch, daß das heil. Abendmahl im ganzen Lande unter beiderlei Gestalt ausgetheilt werden durfte. Auch suchte er sonst durch Aufhebung der ärgsten Mißbräuche in der kath. Kirche die Annäherung zwischen Katholiken und Lutheranern zu bewerkstelligen. Und diese Haltung des Königs wirkte so sehr auf die kath. Bischöfe ein, daß sie den ev.-luth. Pfarrern an vielen Orten den Zehnten überließen, wobei sie dieselben nur vor den Sacramentirern, d. h. Zwinglianern und Calvinisten, warnten.

Leider starb Maximilian zu früh, und an die Stelle des evangelisch gesinnten Vaters trat der von Jesuiten in Spanien am Hofe Philipp's erzogene Sohn Rudolph (1576—1608). Doch erst am Schluß seiner Regierungszeit im J. 1604 begannen die eigentlichen Verfolgungen der Evangelischen. Im Januar dieses Jahres ließ sein Heerführer in Oberungarn, der Italiener Graf Barbiano von Belgiojoso, alle protest. Prediger aus Kaschau vertreiben und die seit 50 Jahren von den Evangelischen benutzte Kirche

der heil. Elisabeth mit bewaffneter Hand wegnehmen. Eine Beschwerde auf dem Landtage fruchtete nichts; vielmehr vernichtete Rudolph die Hoffnung der ungar. Protestanten gänzlich, indem er zu den ihm zur Bestätigung vorgelegten Reichsgesetzen aus eigener Machtvollkommenheit einen Artikel, den 22., hinzufügte, in welchem er die alten Erlasse zu Gunsten der kath. Kirche von Neuem bestätigte und die kirchl. Angelegenheiten von den Landtagsverhandlungen ausschloß, diejenigen aber, die es wagen würden, den Landtag mit Religionssachen zu stören, mit schwerer Strafe bedrohte. Die Folge dieses eigenmächtigen Schrittes war ein offener Aufstand unter der Leitung des siebenbürgischen Fürsten Stephan Bocskay. Aus Belgiojoso's Lager gingen mehr als 9000 Hajduken (Panduren), reformirten Bekenntnisses, zu Bocskay über. Durch siegreiche Waffen errang dieser den wichtigen wiener Frieden vom 6. August 1606, der für die Evangelischen Ungarns nicht geringere Bedeutung hat, als der augsburger Religionsfriede für das prot. Deutschland. Vor allen Dingen nahm der König jenen 22. Artikel zurück, verbürgte den Evangelischen freie Religionsübung, gab ihnen die weggenommenen Kirchen zurück, und stellte die beiden protest. Kirchen der römisch-katholischen fast gleich, indem die Staatsämter ohne Unterschied der Confession besetzt werden sollten, und besonders auf die Palatinswürde, den ersten Rang nach dem Könige, Katholiken wie Protestanten gleichen Anspruch machen durften. Dieser wiener Friede bildet unleugbar die eigentliche Grundlage des rechtlichen Bestandes beider protest. Kirchen Ungarns bis auf die Gegenwart herab.

Noch bei Lebzeiten Rudolph's folgte ihm sein Bruder Matthias II. (1608—1619) als König von Ungarn, der vor seiner Thronbesteigung in einer Art Wahlcapitulation

(Krönungsdiplom) den wiener Frieden zu halten, endlich sich verpflichtete. Dieses Krönungsdiplom hatte nach der ungarischen Constitution gesetzliche Geltung und wurde für alle Nachfolger des Königs bindend. Während seiner friedlichen Regierung kam die Ordnung der ev.-luth. Kirche, namentlich der Slovaken zu Stande, wozu hauptsächlich der eifrige und treue Lutheraner, der Reichspalatin Graf Georg von Thurzo beitrug, indem er eine Synode nach Eilein im trentschiner Komitate berief, die berühmteste in der Geschichte der ev.-luth. Kirche Ungarns, welche vom 28. bis 31. März 1610 versammelt war. Hier wurde eine Kirchenordnung in den nothwendigsten Umrissen, eine presbyterial-synodale verbunden mit der consistorialen, für 10 slovakische Komitate zu Stande gebracht, und die Concordienformel neben den 4 schon früher in Ungarn anerkannten symbolischen Büchern der ev.-luth. Kirche als Bekenntnißschrift angenommen. Bisher bestanden zwar schon 7 ev.-luth. Diöcesen oder Distrikte, aber sie standen unter einander in keinem Verbande. Diese Distrikte waren folgende: zwei längs des Waagflusses in Nordungarn, einer in den Bergstädten, der vierte am rechten Donauufer, der fünfte um das Schloß Murán im Gömörer Komitate, der sechste in den oberungarischen königl. Freistädten und der siebente in den 24 zipser Städten. Jeder Distrikt, unter Oberleitung eines Superintendenten, umfaßte mehrere Seniorate, jeder Senior at, geleitet von einem Senior und Consenior, mehrere Kirchgemeinden. Dies ist die traditionelle Gliederung der ev.-luth. Kirche Ungarns, wie sie noch heute besteht. Das Kirchenregiment befand sich in den Händen der Geistlichen, wiewohl die Weltlichen von den Synoden nicht ausgeschlossen waren; die Gemeinden aber hatten das Recht, ihre Pfarrer und Lehrer selbst zu wählen und zu berufen. Die Ordination fand bis da-

hin entweder in Wittenberg oder in Graz Statt, da die einheimischen Superintendenten nur die Aufsicht über Lehre und Wandel der Pfarrer in ihren Bezirkskreisen zu führen, wie auch den alljährlich abzuhaltenden Conventen oder Synoden vorzustehen hatten. Auf der sileiner Synode wurde auch das Recht der Ordination den einheimischen Superintendenten zuerkannt, obwohl es den Candidaten unbenommen war, sich im Auslande ordiniren zu lassen. Auf derselben Synode wurde sowohl für die ganze ev.-luth. Kirche Ungarns, als namentlich für die Slovaken der Weg gebahnt zur Erreichung eines einheitlichen Verbandes, indem drei neue Superintendenzdistrikte festgestellt wurden. Für diese wählte man sogleich während der Sitzung drei Superintendenten, denen man für die Zukunft ihre Nachfolger vorzuschlagen überließ. Der erste jener 3 Distrikte bestand aus dem liptauer, arvaer und trentschiner Seniorate, der zweite aus dem thurotzer, neograder und honther, und der dritte aus dem barscher, neitrauer und preßburger Seniorate. Diese Seniorate (auch Fraternitäten d. h. Brüderschaften genannt) waren durchgängig slovakisch, daher durften auch nur slovakische Geistliche zu Superintendenten gewählt werden; für die wenigen deutschen und magyarischen Gemeinden in den beiden letzten obenerwähnten Distrikten wurden besondere Inspektoren eingesetzt, und zwar zwei deutsche und ein magyarischer, welche den drei slovakischen Superintendenten untergeordnet waren.

Aehnlich, wie der Palatin Georg von Thurzo, berief auch sein Bruder Christoph eine Synode nach Kirchtrauf in Zipsen im J. 1614, auf welcher nach dem Vorbilde der sileiner Synode auch für die Komitate Zips und Scharosch zwei Superintendenzen gegründet wurden. Die Organisation der beiden übrigen Superintendenzen im gömörer Ko-

mitat und im Gebiet jenseits der Donau wurde ebenfalls von dem Palatin Georg Thurzo bestätigt.

So war besonders durch das Verdienst dieser beiden edlen Brüder die evang.-luth. Kirche Ungarns geordnet; ihr fehlte nur noch die Spitze, damit aber auch der einheitliche Verband, der sie vor den Gefahren, die hereinbrechen sollten, in vielfacher Beziehung leichter hätte schützen und erhalten können. Denn an Feinden fehlte es nicht. Schon am 17. April 1610, also wenige Tage nach Abhaltung der kleiner Synode erfolgte ein scharfer Protest des graner Erzbischofs Forgách (Forgatsch) gegen die Beschlüsse der Synode, indem er sich zugleich gegen den wiener Frieden als mit den päpstlichen Rechten unvereinbar erklärte. Aber ein noch viel gefährlicherer Gegner der Evangelischen war Peter Pázmány, der, von Geburt reformirt, später zur kath. Kirche übergetreten war. Derselbe wirkte lange Zeit in Ungarn als Jesuit, und erwarb sich durch seinen Eifer schließlich die Würde eines Cardinal-Erzbischofs von Gran. Ein gelehrter, scharfsinniger und weltkluger Mann verstand er durch Wort und Schrift die Mehrzahl der protest. Magnaten und mit ihnen viele Tausende aus dem Volke in den Schooß der römischen Kirche zurückzuführen, so daß man ihn fast einen Gegenreformator Ungarns nennen kann.

Mitten unter diesem allgemeinen Abfall der Großen des Landes von der evang. Kirche steht als eine Säule der ev.-luth. Kirche unter den Slovaken die rühmlichst bekannte Familie der Grafen von Thurzo. Mit welcher Treue und Wärme z. B. der obenerwähnte Palatin Georg Thurzo an dem ev.-luth. Bekenntnisse festhielt, beweist eine bis auf unsere Tage aufbewahrte Urkunde, nach welcher er seine zahlreichen Güter nur unter der Bedingung seinen Kindern vermachte, daß sie der ev.-luth. Kirche für immer unter-

ſchütterlich treu verblieben. Für die Gemeinden ſorgte er im Verein mit gleichgeſinnten Magnaten und Adeligen durch Einrichtung von Volksſchulen und Gymnaſien, und viele unbemittelte begabte Jünglinge ſandte er zu ihrer theologiſchen Ausbildung auf die Univerſitäten Wittenberg und Leipzig. Wegen dieſer treuen und aufopfernden Liebe zur ev.-lutheriſchen Kirche wurde er mit Recht „Beſchützer und Vater der Evangeliſchen“ genannt. Selbſt hochgebildet, ſorgte er auch für gediegene wiſſenſchaftliche Ausbildung ſeines einzigen Sohnes Emerich, der im J. 1615 ſogar zum Rector der Univerſität Wittenberg erwählt wurde.

Unter Ferdinand II. (1619—1637) nahmen die Umtriebe der Jeſuiten erſt ihren eigentlichen Anfang, und da er ſeinerſeits die Beſchlüſſe des wiener Friedens unbeachtet ließ, ſo fiel der reformirte Fürſt Siebenbürgens Gabriel Bethlen, von den ungar. Magnaten dazu aufgefordert, mit einem bedeutenden Heere in Ungarn ein und eroberte das Land in kurzer Zeit. In dem von ihm mit dem Könige geſchloſſenen nickolsburger Frieden vom Jahre 1621 wurde der wiener Vertrag v. J. 1606 feierlich beſtätigt. Trotzdem dauerten die Nothſtände der Evangeliſchen fort, ihre Prediger wurden an vielen Orten verjagt, Kirchen und Schulen wurden ihnen entriſſen und die einflußreichſten Stellen im Lande mit Leuten beſetzt, welche die Bekenner des Evangeliums verfolgten. So kam es denn, daß Bethlen noch zweimal zu den Waffen griff und jedesmal dem Könige einen neuen Friedensſchluß abrang. Allein umſonſt; die Jeſuiten, ſowie die durch ſie und namentlich durch Pázmány zur kath. Kirche zurückgeführten Magnaten ſetzten ungehindert die Verfolgungen der Evangeliſchen fort. Sie machten dabei den verkehrten Grundſatz geltend, daß jeder Gutsherr auch über die Religion ſeiner Un-

terthanen und Leibeigenen zu entscheiden habe, und so zwangen die Großen viele Tausende aus dem Bauernstande zur römisch-kath. Kirche überzutreten. Die Verwirrung wurde noch vergrößert durch die fast ununterbrochenen Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und den Reformirten. Die Letzteren bezweckten eine Union beider Kirchen, wie uns dies die Schrift des magyarisch-reform. Super. Joh. Szamareus v. J. 1628 „Magyarische Harmonie" betitelt, zeigt, in der er nachzuweisen suchte, daß zwischen beiden Kirchen kein Unterschied sei.

Ein Lichtpunkt in dieser schweren Zeit war die kurze Wirksamkeit des treuen Lutheraners Graf Stanisl. von Thurzo in seinem Amte als Reichspalatin. 1622—1625. Von Wichtigkeit ist namentlich, daß er die Beschlüsse der im Mai 1622 abgehaltenen Synode von Schintau, gewöhnlich die Artikel des semptauer Consistoriums genannt, bestätigte. Durch diese Bestimmungen wurde die ev.-luth. Kirche besonders in den Komitaten Wieselburg, Komorn und Raab, wie auch in den Gegenden um den neusiedler See nach dem Muster der älteren Superintendenzdistrikte geordnet.

Auch während der Regierung Ferdinand's III. (1637—1657), der obwohl persönlich friedfertiger als sein Vater, doch nicht stark genug war, den Jesuiten gegenüber durchzudringen, hörten die Bedrückungen nicht auf. Schon im ersten Jahre seiner Regierung kam es auf dem Landtage, wo in der Regel auch über Religionsangelegenheiten entschieden wurde, zu dem hartnäckigsten Kampfe zwischen den kath. und evang. Großen des Landes. Der Erfolg blieb unentschieden, die Gegner der Evangelischen sagten spöttisch, daß ihnen ja nach dem wiener Vertrage freie Religionsübung belassen sei, aber ohne Kirchen. So

wurde die Spannung zwischen beiden Parteien immer größer, bis der reformirte Fürst Siebenbürgens Georg Rákóczy I. mehr aus politischen als kirchlichen Gründen mit Waffengewalt in Ungarn einfiel. Er hatte mit Frankreich und Schweden, die damals in dem 30-jährigen Kriege den König Ferdinand III. als deutschen Kaiser bekämpften, ein Bündniß geschlossen, und erzwang den 16. Dez. 1645 den linzer Vertrag, in welchem auf das Feierlichste die staatsrechtliche Stellung der protest. Kirchen Ungarns im Sinne des wiener Friedensschlusses bestätigt wurde. Nicht nur den Magnaten und dem übrigen ungarischen Adel, den Bürgern in den königl. Freistädten und privilegirten Marktflecken, sondern allen Bewohnern Ungarns, also auch den Bauern, wurde die Freiheit, ihren Glauben öffentlich zu bethätigen, wie auch ihre Kirchen, Schulen und Friedhöfe ungestört zu benützen, gesetzlich verbürgt. Auf dem Landtage v. J. 1647 wurden die Bestimmungen des linzer Friedens ergänzt und in das Landesgesetzbuch aufgenommen. Die Evangelischen erhielten 90 Kirchen zurück von den 300, die ihnen unter Ferdinand II. weggenommen worden waren, und wurden von allen Abgaben an kath. Geistliche befreit; die Verletzung der einzelnen Punkte dieses Vertrags aber sollte mit einer Strafe von 600 Gulden geahndet werden.

Die verfolgungsreichste Zeit für die Evangelischen Ungarns überhaupt, wie namentlich für die Slovaken fällt in die lange Regierung des Königs Leopold I. (1657—1705), der von seinem Vater Ferdinand III. zum Bischof von Passau bestimmt und von Jesuiten erzogen, als 17-jähriger Jüngling den Thron bestieg. Seine Regierung war eigentlich das goldene Zeitalter der Todfeinde des Protestantismus, der Jesuiten, in Ungarn. Diese, theils von der Regierung nicht gehindert, theils von ihr dazu benützt,

suchten die evang. Kirche planmäßig zu vernichten. Und dies ist ihnen bei ihrer schlangenklugen Berechnung in Betreff der ev.-luth. Kirche fast vollständig gelungen, denn am Ende der Regierung Leopold's waren von ihr nur noch einige wenige Trümmer übrig. Die Verfolgung begann gleich in den ersten Jahren der Regierung des jungen Königs. Man nahm den Evangelischen an mehreren Orten Kirchen und Schulen gewaltsam weg, verjagte Prediger und Lehrer und zwang das Volk durch bewaffnete Hajduken zur Theilnahme an den kath. Processionen und Gottesdiensten. Hierüber erhoben auf dem Landtage zu Preßburg 1662 die protest. Stände bittere Klagen. Allein sie wurden von dem Stellvertreter des Königs, dem Fürsten Portia, der ebenfalls von den Jesuiten beeinflußt war, zurückgewiesen. Nicht einmal die durch die ungar. Verfassung verbürgte Benennung „evang. Stände" wurde ihnen belassen, sondern man bezeichnete sie als „nichtkatholische" (status acatholicus). Das bewog die Verletzten, daß sie insgesammt an Einem Tage den Reichstag verließen.

Unabhängig von diesem Ereigniß entstand im J. 1667 eine Verschwörung einiger ungar. Magnaten, unter der Anführung des Palatins Wesselényi gegen den König. Die Verschworenen waren Anfangs lauter Katholiken, aber später gesellten sich leider auch einige mißvergnügte protest. Adelige hinzu. Nach Entdeckung der Verschwörung im J. 1670 wurden die Rädelsführer hingerichtet, die ganze Schuld aber legte man den Evangelischen zur Last. Dies war die nächste Veranlassung zu der verhängnißvollen 10-jährigen Religionsverfolgung 1670—1680. Die reform. Magyaren, welche zu dieser Zeit noch immer größtentheils unter türkischer Oberhoheit standen, wurden von dieser schrecklichen Verfolgung weniger betroffen, während die un-

schuldigen, ruhigen und dem königlichen Hause stets treu ergebenen ev.-luth. Slovaken das ganze Gewicht der Leiden tragen mußten. Während dieser Schreckenszeit wurden ihnen gegen 800 Kirchen, alle niederen und höheren Schulen mit all' ihrem Eigenthum auf gewaltsame Weise weggenommen, die Geistlichen und Lehrer wurden vor ein außerordentliches Hofgericht, dessen Vorsitzender der graner Erzbischof Georg Szelepcsényi war, im J. 1673 nach Tyrnau und 1674 nach Preßburg geladen, und die tüchtigsten von ihnen, gegen 300 an der Zahl, verurtheilt, die dann größtentheils im Gefängnisse ein elendes Ende nahmen, während der Rest, in Ketten geschmiedet, durch Soldaten unter fürchterlichen Mißhandlungen im Mai 1675 nach Neapel geschleppt, dort für eine geringe Geldsumme auf die Galeeren verkauft, gleich den übrigen Sklaven gezeichnet und angeschmiedet wurde. Ihre Freilassung geschah erst nach 7 Monaten durch Vermittlung des berühmten holländischen Admirals Ruyter und eines nürnberger Arztes unter dem Frohlocken ihres Mundes und Absingen der drei Psalmen 46, 114 und 125. Die übrigen noch im Lande verbliebenen Pfarrer und Lehrer der ev.-luth. Slovaken wurden schwer gemißhandelt, ihres Eigenthums beraubt und dann aus dem Lande verjagt; einige von ihnen an die Wand oder auf die Erde, mit Banden und Eisen beschwert, in der Gestalt eines Kreuzes angenagelt, andere verbrannt, noch andere gleich türkischen Gefangenen geschlagen. In den bedeutendsten Städten wurden Kirchen, Schulen und Pfarreien, selbst Privathäuser, die den Evangelischen entrissen waren, den Jesuiten übergeben. Das arme Volk war somit meist ohne kirchlichen Gottesdienst und Sacramente. Viele Kinder starben ungetauft, denn die Taufe, wie auch die übrigen kirchl. Handlungen, z. B. Trauungen,

wurden nicht eher vollzogen, als bis die Betreffenden der ev. Kirche entsagt hatten. Todte durften nur gegen Erlegung hoher Geldsummen auf den Friedhöfen bestattet werden. Edelleute, Bürger, Bauern, alle ohne Unterschied, wurden auf den leisesten Verdacht hin und unter allen möglichen Beschuldigungen eingezogen und in Ketten zum kath. Gottesdienste geführt, wobei man vielen die geweihte Hostie gewaltsam in den Mund steckte. Die muthigen Bekenner des Evangeliums vertrieb man mit roher Gewalt von ihren Besitzungen und gab ihnen nichts, als einen Stab in die Verbannung mit. Auf diese Art wurden ganze Ortschaften ausgeplündert und verwüstet. Die aus selbstsüchtigen Absichten, um bedeutende Staatsämter zu erlangen, katholisch gewordenen Magnaten ließen ihre Unterthanen mit blanken Säbeln zur römischen Messe treiben. Um den Evangelischen alle Mittel, auf gesetzlichem Wege zu ihrem Rechte zu gelangen, abzuschneiden, wurden evang. Edelleute ihrer öffentlichen Aemter auf erlaubte und unerlaubte Weise entsetzt, ebenso in den privilegirten Städten die evangelischen Rathsherren durch jesuitische Ränke aus dem Magistrat gestoßen. Dies Alles geschah hauptsächlich deshalb, damit lauter Katholiken in den Landtag kämen, der den Evangelischen allein noch gesetzliche Abhülfe gewähren konnte. Auch die rein socialen Verhältnisse wußten die Jesuiten zu ihrem Vortheil zu gestalten, indem den Zünften ihre alten Privilegien entrissen und dafür neue Ordnungen aufgedrungen wurden, welche die Unterdrückung der Evangelischen bezweckten. Ja es kam vor, daß Handwerker erst dann in die Zünfte aufgenommen wurden, wenn sie vorher dem ev. Glauben entsagt hatten.

Es waren dies Tage voll des höchsten Jammers und Elends, denen nicht ungleich, welche die Kirche Christi in den heidnischen Verfolgungen erlebt hat.

Auf dem Reichstag zu Oedenburg 1681 wurden zwar die Angelegenheiten der Evangelischen berücksichtigt, aber auf unbefriedigende Weise. Im 25. und 26. Gesetzartikel wurde ihnen mit Berufung auf den wiener Vertrag freie Religionsübung gestattet, die verbannten Prediger durften zurückkehren, und diejenigen, die gegen eine ihnen abgedrungene Entsagungsschrift (Reversalien) im Lande geblieben waren, wieder ihr Amt antreten; Niemand sollte mehr zum kath. Gottesdienste und zu den Prozessionen gezwungen werden; aber — nur zwei Kirchen in jedem früher von Evangelischen dicht bewohnten Komitate wurden ihnen eingeräumt, die alle auf die entlegensten und unzugänglichsten Orte beschränkt, ihnen erst Ende 1682 durch königl. Kommissäre angewiesen wurden. Man nennt diese Kirchen, weil sie durch obige Artikel zugestanden wurden, noch heute „Artikularkirchen." Kaum den zwanzigsten Theil ihrer Gotteshäuser konnten somit die evang. Slovaken auf diese Weise retten.

So groß dieses Unglück war, es wurde doch durch neue Bedrückungen und schreckliche Verfolgungen noch vermehrt, namentlich durch das schauderhafte Blutgericht des Italieners Anton Caraffa zu Eperies im J. 1687. Unter den Verfolgern der Evangelischen in Ungarn begegnen uns überhaupt als die grausamsten gerade Italiener. Die Veranlassung der neuen Schreckensthat bildete die vermeintliche Entdeckung einer Verschwörung. Nachdem nämlich der im J. 1682 angefangene, von Frankreich und den Türken unterstützte Aufstand Emerich Tökölyi's im J. 1686 völlig unterdrückt und auch die Türken in demselben Jahre geschlagen und aus der Landeshauptstadt Ofen endlich vertrieben worden waren, meldete der General Caraffa aus Oberungarn dem Könige Leopold nach Wien, er sei einer sehr alten, bereits seit Ferdinand I. bestehenden und weit-

verzweigten Verschwörung auf die Spur gekommen. Zur Unterdrückung derselben erhielt Caraffa Vollmacht, eine Untersuchung einzuleiten und die Schuldigen zu bestrafen, jedoch nach den ungar. Gesetzen und mit Berücksichtigung des von dem König verkündeten allgemeinen Gnadenerlasses (Amnestie) v. J. 1684, der sich auf Alle erstrecken sollte, die von Tökölyi und den Türken sich freiwillig in den Gehorsam des Königs zurückbegeben würden. Caraffa aber überschritt diese seine Vollmacht. Er ließ ohne Weiteres den 5. März 1687 vier Lutheraner aus dem Adel zuerst foltern und befahl hierauf ihnen die rechte Hand, dann den Kopf abzuhauen, ihre Körper zu viertheilen und in den Straßen der Stadt aufzustecken. Dieses schreckliche Schicksal theilten am 22. März noch 5 andere treue ev.-luth. Bekenner, ebenfalls Adelige, denen am 9. Mai noch mehrere andere nachfolgten. Aber alle diese Männer waren dem Kaiser treu ergeben, wie überhaupt von der ganzen angeblichen Verschwörung in Wirklichkeit keine Spur vorhanden war. Dieselbe war vielmehr eine reine Erfindung des General Caraffa, wie aus Folgendem klar erhellt. Ein der niederen Classe angehöriger Mann in Eperies, Friedrich Weber, war einem nichtsnutzigen Weibe, das sich mit Weinschank im Heere beschäftigte, eine geringe Summe Geldes (10 Kaisergroschen) schuldig. Dieses Weib wurde von Caraffa dadurch, daß er es mit den besten Speisen und den köstlichsten Weinen im Uebermaß bewirthen ließ, zu der rein erdichteten Aussage vermocht, sie hätte aus der Festung Munkatsch von den Rebellen Briefe an Weber mitgebracht, welche eine Verschwörung unter den Anhängern Tökölyi's, namentlich unter den ev. Adeligen Oberungarns, gegen Leopold I. bewerkstelligen sollten. Obwohl nun Weber Anfangs standhaft leugnete, so gestand er, durch einen Jesuitenpater mit

List in dessen Netze verstrickt und durch Verhaftung eingeschüchtert, schließlich dennoch das ihm zur Last gelegte Verbrechen, ohne desselben schuldig zu sein. Aus dieser vergifteten Quelle allein brach all' jenes entsetzliche Verderben hervor.

Rührend und erbauend ist das Bild, das uns ein Augenzeuge von dem Glaubensmuth namentlich zweier von diesen Märtyrern entwirft, der beiden slovakischen Gutsbesitzer von Keczer, die einer alten Adelsfamilie angehörig, Vater und Sohn, den grausamsten Tod mit Freudigkeit ertrugen. Der 64-jährige ehrwürdige Andr. v. Keczer, der Vater, legte vor seinem Martertode am 5. März folgendes Bekenntniß ab: „Ich bekenne mit Seufzen und aufrichtigem Schmerz, daß ich mit vielen Sünden befleckt bin. Alle Gebote des heiligen Gottes habe ich muthwillig übertreten und mehr dem Fleische, als den heilsamen göttlichen Geboten Raum gegeben. Ich bitte Dich, gütiger, himmlischer Vater, laß Deinen Zorn nicht über mich entbrennen, räche nicht die Schmach, die ich leichtsinnigerweise Deinem Namen zugefügt. Sei meiner Seele barmherzig, o Vater, sieh nicht auf die Größe meiner Sünden, sondern auf Deine, dem Sünder offene Barmherzigkeit. Schenke mir einen Platz in den Wohnungen, welche mein Heiland Christus denen bereitet hat, die an Ihn glauben. Du wirst, ich hoffe es, mein Bekenntniß erhören, wirst mich, der ich zu Dir komme, nicht von Dir hinausstoßen, und obgleich ich wegen meiner vielen Sünden die Hölle verdient habe, so schenke mir aus reiner Gnade um meines Jesu Wunden willen das ewige Leben."

„Was aber das neue Verbrechen gegen Se. Majestät anlangt, um dessen willen ich dem Tode und der Schande nun übergeben werden soll, so erkläre ich mit vollem Be-

wußtsein vor Gott, dem Kenner und Rächer aller Schandthaten, vor den Engeln, den reinen Geistern, vor Euch allen, so viele Ihr Zeugen meines Hintritts seid oder sein werdet, mit lauter Stimme, daß ich von den mir zugemutheten Verbrechen ganz rein bin. Nichts habe ich begangen, nichts gebilligt, was neue Unruhen oder die Fortsetzung der alten in Ungarn, was Sr. Majestät Verkleinerung und Schaden bezweckt. Für vorhergegangene Verbrechen, deren Andenken aber nach der verliehenen Begnadigung auf immer ausgelöscht sein muß, haben wir alle den Tod verdient. Wenn Ihr aber nach Eurem Vorgeben neue Verbrechen hervorsucht, und was ich nicht verhindern kann, ihre Urheber zur Strafe zieht, so bitte ich Euch inständigst, mich, der ich mir keines neuen Verbrechens bewußt bin, von den Urhebern desselben und Mitschuldigen auszuscheiden. Ihr, die Ihr jetzt mich zum letzten Male reden hört, Ihr werdet an jenem letzten, für alle furchtbaren Tage des Gerichts die Zeugen meiner Unschuld sein."

Dieses öffentliche Bekenntniß blieb von den Richtern gänzlich unbeachtet, das Urtheil ward gesprochen, und der Unglückliche durfte seinen Kindern nur noch durch einen Boten seine letzten Wünsche mittheilen. Er ließ sie ermahnen, allewege im Glauben standhaft zu verharren und Gott allein die Ehre zu geben; über seinen schmachvollen Tod aber sollten sie sich nicht betrüben, denn glücklich wären die, welche die Todesstrafe unschuldig erduldeten.

Ueber die letzten Augenblicke seines einzigen Sohnes Gabriel von Keczer gibt uns unser Augenzeuge, der Professor an dem ev.-luth. Collegium zu Eperjes Joh. Rezik, ausführliche Mittheilungen, die wir hier im Auszuge anführen.

Der 30-jährige Gabr. v. Keczer wurde wenige Tage nach

der Hinrichtung seines Vaters ebenfalls verhaftet und erlitt am 22. März den Tod durch Henkershand. In den letzten Tagen seines irdischen Lebens fragte ihn ein Beisitzer des Gerichts, der selbst einst der evang. Kirche angehört hatte, ob er nicht gesonnen sei, durch Uebertritt zur kath. Kirche sein Leben zu retten. Keczer schlug dies Ansinnen des Rathsherrn entschieden aus, indem er bemerkte, daß in derartigen Fällen das Leben nur dann dem Menschen werth sein müsse, wenn es mit Ehren erhalten werden könne. An seinem Todestage ließ er den Prediger der slav. ev.-luth. Gemeinde, Johann Andritius, zu sich rufen und nahm aus seiner Hand andächtig das heil. Abendmahl. Nach vollbrachter heiliger Handlung wird er aus dem Gefängniß, umgeben von Soldaten und von dem Prediger begleitet, zum Richtplatze geführt. Da eilt seine trauernde Schwester bei seinem letzten Gange auf ihn zu, umarmt ihn und redet ihn mit wenigen Worten, welche der tiefe Schmerz ihr erpreßt, also an: „Bruder, Du letzter, liebster Theil unserer Seele, wie können wir, wenn wir auch dich verlieren, sicher sein? Du solltest, nachdem das schmähliche Schwert uns den Vater entrissen hat, unser Vater sein. Von dem geliebten Vater ist uns nichts geblieben, als das auf dem Gerüste rauchende, zum Himmel schreiende Blut, das sich nun in dieser unglücklichen Stunde mit dem deinigen vermischen soll. Nun wird jeder verwegene Wolf uns wie wehrlose Schafe mit gierigem Zahne anfallen.“ Er antwortete: „Gott lebt in unsern Vätern! Hast du diesen, so darfst Du nichts befürchten. Ihm hinterlasse ich Euch, mäßige Deine Thränen, halte die Freuden nicht auf, zu welchen ich hineile! Nichts erwarte ich sehnlicher, als daß die Stunde herannahe, die mich mit meinem und Eurem Christus vereinigen wird.“

Die Umstehenden aus der Stadt Eperjes, die das Gespräch mit angehört hatten, konnten sich der Thränen nicht enthalten. Die Militärwache aber stieß die Schwester von seiner Seite fort und stellte den Verurtheilten in den Hof des Rathhauses, wo das letzte Urtheil über ihn und seine Leidensgefährten gesprochen werden sollte. Eher als die übrigen Verurtheilten war er da, mit Gedanken an die Ewigkeit sich beschäftigend, betend und seufzend. Da sich aber die Vollziehung des Hinrichtungsaktes durch irgendwelchen Umstand um ein wenig verzögerte, so gewann er Zeit zu einer nochmaligen Unterredung mit dem Geistlichen. Er sagte unter Anderem: „Ehrwürdiger Vater! ich rechne diesen Tag für Gewinn. Den Heiland, welchen ich liebte und verehrte, hoffe ich zu sehen, wie Er ist. Eins beunruhigt mich, die Furcht vor der Folter.“ Der Geistliche erwiderte: „Eitel ist diese Furcht, mein Herr. Vor der Folter sind Sie sicher. Aber so nahe dem Lebensziele lassen Sie uns die Sorge für das Zukünftige nicht vernachlässigen.“ Keczer wünscht noch ungestört in Einsamkeit ein Gebet zu sprechen und bittet daher um die Erlaubniß, den Hof der Weinschenke, bei welcher die Versammelten standen, betreten zu dürfen. Die Soldaten gewähren ihm diese Bitte. Auf die Kniee gesunken, bittet er mit Inbrunst den HErrn, die Strafen des jenseitigen Lebens von ihm abzuwenden; seine des Lebens müde Seele empfiehlt er dem Vater als dem Schöpfer der Geister, Christo dem Heiland und dem heil. Geiste, als dem Erquicker der Ermatteten. Man erinnert ihn, die letzte Stunde sei da. Schnell steht er auf. Ohne irgend ein Zeichen der Trauer zu verrathen, vernimmt er furchtlos das über ihn gesprochene Todesurtheil. Bald fängt er an, den Heiland mit dem bekannten Liede Martin Behemb's „Herr Jesu Christ, meines Lebens Licht“ zu prei-

sen, welches köstliche Lied schon damals in einer trefflichen slavischen Uebersetzung vorhanden war. Mit gehobener Stimme sang er: „Herr Jesu Christ, meines Lebens Licht, mein Hort, mein Trost, mein' Zuversicht! Auf Erden bin ich nur ein Gast, und drückt mich sehr der Sünden Last.— Ich hab' vor mir ein' schwere Reis' zu Dir in's himmlisch' Paradeis; da ist mein rechtes Vaterland, daran Du Dein Blut hast gewandt. — Zur Reis' ist mir mein Herz sehr matt, der Leib gar wenig Kräfte hat; allein mein' Seele schreit in mir: HErr, hol' mich heim, nimm mich zu Dir! — Drum stärk' mich durch das Leiden Dein in meiner letzten Todespein, Dein Blutschweiß mich tröst und erquick, mach mich frei durch Dein Band und Strick" ꝛc. Die übrigen Mitverurtheilten stimmten den Gesang mit an, und so beschlossen sie unter den ermuthigenden Tönen dieses herrlichen Liedes ihr irdisches Leben.

Erhebend war der Lebensausgang Keczers. Ohne Furcht bestieg er das Blutgerüst und erlitt den Tod mit christlicher Ergebenheit und Freudigkeit. Das kostbare, von den Schultern herabhängende Kleid übergibt er dem Knechte, welcher den Teppich, worin sein Leichnam gewickelt werden soll, ausbreitet. Die Augen werden ihm verbunden. Mit Anstand und gefalteten Händen, unter heißem, ununterbrochenem Gebet kniet er nieder und empfängt so den Todesstreich, der das Haupt vom Rumpfe trennt. Auf besondere Vergünstigung wurde der Leichnam der jungen Gattin und den Schwestern des durch Henkersbeil Gefallenen übergeben und in der Keczerischen Familiengruft bestattet.

Auf eine so grauenhafte, unmenschliche Weise wüthete Caraffa in Ungarn, bis er durch Leopold I. von Eperjes entfernt, und das Blutgericht aufgehoben wurde. Der König belohnte diesen Wütherich, anstatt ihn zur verdienten

Rechenschaft zu ziehen, mit der Würde eines Feldmarschalls.

Vergeblich waren die Klagen der Evangelischen auf dem Landtage zu Preßburg im Herbst desselben Jahres. Nach wiederholten Beschwerden erreichten sie nur so viel, daß eine im April 1691 gegebene königliche Erklärung (die sogenannte Explanation) des 25. und 26. Gesetzartikels des ödenburger Landtages v. J. 1681 die Freiheiten der Evangelischen nur noch mehr beschränkte.

Durch solche schreckliche Verfolgungen empfing unter Leopold I. die ev.-luth. Kirche unter den Slovaken ihre Bluttaufe, deren Segen sich bis auf die Gegenwart erstreckt. Noch jetzt findet man nicht selten beim Abbruch alter Bauten viele Bibeln und die guten alten evang. Erbauungsschriften in slavischer Sprache, welche die unglücklichen verfolgten Väter unter den Dielen versteckt hatten, um diese Schätze für die Zukunft zu retten. Es lebt noch immer unter den Slovaken das Gedächtniß jener Zeiten lebendig fort, in denen ihre glaubenstreuen Väter und Mütter sogar 10—20 Meilen weit pilgerten, um in den entlegensten Wäldern, tiefen Thälern und verfallenen Burgen des Karpathengebirges dem ev. Gottesdienste ungestört beiwohnen zu können. Besonders sind es die alten, frommen Mütterchen, die ihren Kindern und Enkeln unter großer Rührung erzählen, was die Altväter Alles um des theuren ev. Glaubens willen gelitten haben, sie nennen ihnen die Namen der Verfolgten und erwähnen besonders gern die Namen derjenigen Pastoren und Lehrer, die auch in der größten Gefahr standhaft geblieben, sie beschreiben ihnen ihre Leiden, wie auch ihren Zeugenmuth und zeigen ihnen ihre Wege und Verstecke. Und das ist es vor allen Dingen, was den evang. Glauben der Väter unter dem slov.

Volke in aller Treue erhält, trotz der gottlosen Strömung, welche seit Ende des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit herab den Adel und leider auch die Geistlichen und Lehrer Ungarns, mit nur geringen Ausnahmen, immer mehr überfluthet.

Dieser unevangelische Zug unter dem ungar. Adel, welcher die Kirche der Politik und der Revolution dienstbar macht, zeigte sich in seinen Anfängen schon in dem Aufstande Tökölyi's und mehr noch in den von dem siebenbürgischen Fürsten Franz Rákóczy II., einem Katholiken, erregten Unruhen, die im J. 1703 ausbrachen und sich noch während der Regierung des edlen Königs Joseph I. (1705 bis 1711) fortsetzten. Die Inschrift, die Rákóczy auf seinen Fahnen führte, „Religionsfreiheit" sollte nur die Massen blenden und zu ihm herüberziehen. In dem szathmarer Vertrage, der im J. 1711 zwischen ihm und Joseph I. zu Stande kam, wurde den Protestanten in Ungarn und Siebenbürgen ihre Religionsfreiheit sichergestellt, mit ihren sonstigen Anliegen aber wurden sie auf den nächsten Landtag verwiesen.

Während der Regierung dieses milden Königs erholte sich die ev.-luth. Kirche einigermaßen von den schweren Bedrängnissen, die sie unter seinem Vater erlitten. Es war jetzt wenigstens wieder möglich, im April 1707 eine Synode in Rosenberg, im liptauer Komitate, abzuhalten, wodurch die zerrütteten Zustände der Kirche nach Möglichkeit verbessert wurden. Von Wichtigkeit ist, daß auf dieser Synode bereits ein Weltlicher adeligen Standes den Vorsitz mit dem dienstältesten Superintendenten theilte. Indeß kamen die Beschlüsse dieser Synode nicht in vollem Maße zur Ausführung, da sie von dem Nachfolger Joseph's I., von Karl III. im J. 1715 auf immer für nichtig erklärt wurden.

Schwere Zeiten kamen von Neuem unter diesem Regenten, Karl III. (1712—1740) über die evangelisch-luth. Kirche Ungarns. Schon auf dem Landtage v. J. 1715 wurden ihre durch Verträge verbürgten Freiheiten für eine bloße „zur Zeit noch währende Gnade" erklärt, und die zur Untersuchung der Klagen der Evangelischen eingesetzte Commission verwarf die Berufung der Evangelischen auf den wiener und linzer Frieden, da gegen diese ein Protest seitens der römisch-katholischen Geistlichkeit erhoben worden sei. Die Arbeiten dieser Commission führten endlich zu den beiden sogenannten Karolinischen Resolutionen, v. 21. März 1731 und 20. October 1734, welche die Angelegenheiten der Evangelischen mit neuen Beschränkungen regelten. Nach der ersteren ward ihnen nur ein Privat-Gottesdienst gestattet, Prediger sollten nur an den oben erwähnten Artikularkirchen angestellt werden, an den übrigen Orten wurde nur Hausandacht erlaubt, von welcher aber die nicht zum Hause Gehörigen ausgeschlossen waren; die Kirchen und Schulen wurden an diesen Orten geschlossen und den Katholiken übergeben. An die kath. Priester mußten jetzt auch die Stolgebühren entrichtet werden, die ev. Geistlichen aber wurden in ihren Amtsverrichtungen der Oberaufsicht der kath. Bischöfe unterstellt. — Nach der Resolution v. 20. October 1734 wurde die gesammte ev.-luth. Kirche Ungarns in folgende 4 Superintendenzdistrikte eingetheilt:

1) Die Superintendenz diesseits der Donau für die Komitate Preßburg, Neitra, Trentschin, Thurotz, Arva und Liptau.

2) Die Superintendenz jenseits der Donau für die Komitate Oedenburg, Eisenburg, Szalad, Komorn, Schümegh, Raab, Stuhlweißenburg, Wesprim, Tolna, Barany.

3) Die Bergſuperintendenz (Montandiſtrikt) für Sohl, Barſch, Honth, Neograd, Peſth, ſpäterhin auch für Békeſch, den Banat, Bátſch und die Gemeinden in Slavonien.

4) Die Theißſuperintendenz für Gömör, Kleinhonth, Borſchod, Zips, Scharoſch, Abaujvár, Szathmár und Szaboltſch.

Dieſe 4 nunmehr gebildeten Superintendenzdiſtrikte beſtehen noch in der Gegenwart. Jedem der vier Superintendenten wurde ſpäter, im J. 1736, ein Inſpector aus dem hohen Adel beigegeben. Dieſen Diſtriktsinſpectoren, die ihrem Stande nach als Adelige allein auf dem Landtage erſcheinen durften, lag ob, die evang. Kirche daſelbſt den kath. Biſchöfen und Magnaten, wie auch den Regierungsorganen gegenüber zu vertreten und gegen äußere Angriffe zu ſchützen. Zu gleicher Zeit entſtanden auch die ſogenannten Religionsagenten, deren Einer in Wien am Hofe und der Andere in Ungarn bei der königl. Statthalterei die Sache der Evangeliſchen zu führen hatte.

Unter der Regierung der Tochter Karl's, der Königin Maria Thereſia (1740—1780) hatten die Umtriebe der Jeſuiten freien Lauf, und namentlich in den gemiſchten Ehen trieben ſie ihren Unfug. Denn den evang. Geiſtlichen war ſtrenge verboten, ſolche Ehen einzuſegnen, und die kath. Prieſter thaten dies nur unter der Bedingung, daß der evang. Theil katholiſch würde, oder wenigſtens das Verſprechen gäbe, alle Kinder katholiſch erziehen zu laſſen; ja die Jeſuiten raubten ſogar den Eltern ihre Kinder und hielten ſie jahrelang in Klöſtern verborgen. Derartige Uebergriffe wurden durch die verſchiedenen Regierungserlaſſe in kirchl. Angelegenheiten nur begünſtigt. Wie gewaltſam und ungerecht man mit den Evangeliſchen verfuhr, zeigt uns die Thatſache, daß ihnen in der kurzen Zeit vom J.

1740 bis 1749 über 100 Kirchen entrissen wurden. Die Jesuiten, deren Bestreben von jeher darauf gerichtet war, die evang. Kirche gänzlich zu vernichten, arbeiteten mit verdoppelter Kraft und unbeugsamer Zähigkeit auf ihr Ziel hin, gleichsam als wenn sie gewußt hätten, daß die Tage ihres Treibens gezählt waren. Sie wußten es durchzusetzen, daß den Evangelischen alle Convente und sonstige Versammlungen zur Berathung kirchlicher Angelegenheiten auf das Strengste verboten, und die treuen Superintendenten, Senioren, Pfarrer und Lehrer auf die schamloseste Weise öffentlich angefallen und gemißhandelt wurden. Ein Beispiel von ihrer Verfolgungswuth unter Maria Theresia liefert uns die anziehende Selbstbiographie des tüchtigen slovakischen Pfarrers aus Eperies Matth. Bahil (von dem norddeutschen Bücherverein 1858 von Neuem herausgegeben), der nach vielen Bedrängnissen in Schlesien eine Zufluchtsstätte fand.

Ein Morgenroth brach für die Evangelischen an, als der Sohn der Königin, Joseph II., Mitregent wurde, im J. 1766. Sein Verdienst war es besonders, daß der Jesuitenorden in Ungarn und in allen österr. Ländern am 21. Juli 1773 aufgehoben wurde. Damit war wenigstens die Macht der Jesuiten äußerlich gebrochen, wenn sie auch noch im Verborgenen nach gewohnter Weise wühlten. Seiner Mitwirkung ist es auch zu verdanken, daß in dieser Zeit durch die Einführung eines Gesetzes, des sogenannten Urbariums (1766—1773), die Verhältnisse der Unterthanen zu ihren Gutsherren gesetzlich geregelt wurden. Hierdurch war der Willkürherrschaft des Adels eine Schranke gesetzt, indem den armen Bauern, den Leibeigenen, wenigstens Menschenrechte eingeräumt wurden. In kirchlicher Beziehung ist dies von der größten Wichtigkeit, weil, wie wir sahen, bis-

her die Gutsherren, wenn sie katholisch geworden waren, auch ihre Unterthanen zum Uebertritt zwangen, eine Anmaßung, die ihnen durch jenes Gesetz entzogen wurde.

Unter Maria Thereſia finden wir schon hie und da Seniorats- und Gemeindeinspectoren, die als Adelige die Kirche gegen äußere Angriffe ihrer Feinde und namentlich der Jesuiten vertheidigten. Dazu begegnet uns im J. 1774 noch ein Generalinspector in der Person eines evang. Magnaten, der an der Spitze der obenerwähnten 4 Distriktsinspectoren und auch der diesen untergeordneten Seniorats- und Gemeindeinspectoren stand und somit die gesammte Kirche der Regierung gegenüber vertrat.

Freier und ungebundener führte Joseph (1780—1790) seine Pläne für das Wohl seiner protest. Unterthanen durch, als er nach dem Tode seiner Mutter die Alleinherrschaft antrat. Er hatte sich, der damals zur Herrschaft gekommenen Aufklärung huldigend, über die Schranken seiner kath. Kirche hinweggesetzt und erließ daher aus eigenem Antriebe das berühmte Toleranzedikt v. 25. Oct. 1781. Nach dieser Verfügung erreichten die Evangelischen Ungarns volle Duldung. Kirchen und Schulen durften wieder gebaut, die Gottesdienste ungehindert abgehalten, die Evangelischen zur Betheiligung an den römisch-kath. Ceremonien nicht mehr gezwungen, und die Geistlichen nicht mehr von den kath. Bischöfen examinirt und visitirt werden. Freilich waren die Evangelischen trotz alledem noch sehr beschränkt; so z. B. durften die neuen Kirchen weder mit Thürmen und Glocken, noch mit Eingängen von den öffentlichen Straßen her versehen werden. Das Toleranzpatent wurde in den folgenden Jahren durch besondere kaiserliche Erlasse (Intimate) ergänzt und dem kath. Widerspruch gegenüber mit aller Entschiedenheit aufrecht erhalten.

Hierdurch aber, wie durch das Aufheben vieler Klöster, 140 an der Zahl, machte sich Joseph die kath. Bischöfe und Priester zu Feinden, zugleich aber durch sein Streben, die besonderen Rechte der einzelnen Kronländer, also auch die Selbständigkeit Ungarns aufzuheben, den ungar. hohen und niederen Adel. Bekanntlich hat er nie einen Reichstag einberufen und sich auch nicht zum König von Ungarn krönen lassen. Alles dies rief einen mächtigen Widerstand hervor, in Folge dessen Joseph sich genöthigt sah, auf seinem Sterbebette alle seine Neuerungen, mit Ausnahme des Toleranzediktes, zu widerrufen.

Endlich erreichten beide protest. Kirchen Ungarns unter dem Bruder und Nachfolger Joseph's II., dem edlen König Leopold II. (1790—1792) staatsrechtliche Anerkennung. Dies geschah durch den 26. Gesetzartikel des Landtags v. J. 1790—91. Hier wurde auf Grundlage des wiener und linzer Vertrags die Religionsfreiheit der Evangelischen gesetzlich verbürgt. Die Hauptbestimmungen dieses aus 17 Paragraphen bestehenden Gesetzartikels sind: Den Evangelischen wird in ganz Ungarn freie Religionsübung mit dem ungestörten Gebrauche aller ihrer bisherigen wie neuzuerrichtenden Kirchen, Thürme, Glocken, Schulen und Friedhöfe zugesichert; jeder Zwang zu kath. Ceremonien ist verboten; eine Kirchenverfassung soll durch Synoden im Einvernehmen mit der Regierung zu Stande gebracht werden; die Evangelischen sind von allen Abgaben an kath. Priester befreit und können über alle Stiftungen ihrer Kirche unumschränkt verfügen; alle Staatsämter sind ohne Unterschied der Confession zu besetzen; die Ehesachen werden den zu errichtenden ev. Consistorien zugewiesen, bis dahin den weltlichen Gerichten. Der Uebertritt jedoch von der kath. Kirche zur evangelischen wird sehr erschwert und jede Ver-

lockung dazu ſtreng verboten; die gemiſchten Ehen ſind ſtets vor den kath. Prieſtern zu ſchließen und die Proceſſe darüber vor den kath. Gerichten zu verhandeln; der Confeſſion des Vaters folgen, wenn er katholiſch iſt, alle Kinder, iſt er aber evangeliſch, nur die Knaben. — Wir ſehen, die einzelnen Punkte des Toleranzediktes ſind hier theils erweitert, theils beſchränkt; der große Vorzug des 26. Geſetzartikels beſteht aber darin, daß, während das Toleranzedikt nur aus eigener Machtvollkommenheit des Königs hervorgegangen war und eben deshalb der eigentlich geſetzlichen Bürgſchaft entbehrte, hier ein förmliches, auf verfaſſungsmäßigem Wege erlangtes, ſicheres Geſetz vorliegt. Vor den Friedensſchlüſſen (dem wiener, nickolsburger, linzer und ſzathmarer) dagegen zeichnet ſich unſer Geſetzartikel dadurch aus, daß jene durch Waffengewalt, — ein Mittel, deſſen ſich die Kirche nicht bedienen darf, wenn ſie ſich nicht den größten Gefahren, namentlich der des Aufgehens in den Dienſt der Politik, ausſetzen will, — den Königen abgerungen ſind, während dieſer auf friedlichem Wege, durch gegenſeitiges Entgegenkommen des Königs und des Reichstags, zu Stande gekommen iſt. Daher wird denn mit Recht der 26. Geſetzartikel von den Evangeliſchen Ungarns als ein **Kleinod** und eine **Schutzwehr** ihrer Kirche angeſehen.

So hat der HErr bisher geholfen; und wenn ſich an irgend einer Landes- oder Volkskirche der reinen unverfälſchten Lehre die Verheißung Chriſti ſichtlich bewährt hat, gilt von der ev.-luth. Volkskirche Ungarns, inſonderheit der Slovakei das Wort: „Die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen“ (Matth. 16, 18).

Viertes Kapitel.

Die Leidenszeit der evangelisch-lutherischen Slovaken unter dem Magyarismus (1791—1863).

So war nun unter der Regierung der beiden Brüder Joseph II. und Leopold II. die Macht der Jesuiten gesetzlich gebrochen, und es konnte sich in der ev. Kirche Ungarns endlich nach so vielen harten Bedrückungen ein neues Leben entwickeln. Es entstanden auch in ganz kurzer Zeit über 200 neue Gemeinden. Kirchen und Schulen wurden mit der größten Opferwilligkeit und Freudigkeit wieder gebaut. Die Feinde der evang. Wahrheit hatten ja schrecklich gewüthet! Wir sahen, daß den Evangelischen Ungarns unter Ferdinand II. gegen 300, und unter Leopold I. während der zehnjährigen Verfolgung über 800 Kirchen entrissen wurden, und von da an, nämlich seit dem ödenburger Landtage, v. J. 1681 bis 1773, büßten sie noch über 600 Kirchen sowie unzählige niedere und höhere Schulen ein.

Woher aber diese große Anzahl von Kirchen? wird man vielleicht fragen. Die Antwort ergibt sich leicht, wenn wir bedenken, daß viele Gemeinden ihre Kirchen mehrere Mal haben aufbauen müssen, weil ihnen dieselben immer auf's Neue weggenommen wurden. Als das Toleranzedikt erschien, bestand die gesammte ev.-luth. Volkskirche Ungarns nur noch aus 205 Kirchgemeinden, zur Zeit der Thron-

besteigung Leopold's II. aber war ihre Zahl schon auf 435 gestiegen, und von da an nahm sie fortwährend zu, so daß sie in der Gegenwart die Höhe von 552 erreicht hat, von denen die weit größere Hälfte slavisch ist.

Kaum aber war der alte gefährliche Feind, die Jesuiten, gebändigt, als sich schon wieder ein neuer viel schlimmerer Gegner erhob. Es ist das der magyarische Nationalitätsschwindel, welcher durch das unvorsichtige Vorgehen Joseph's II. bei seinen Centralisationsideen und Verschmelzungsplänen zuerst hervorgerufen, dann aber besonders durch die Metternich'sche Politik genährt und großgezogen wurde. Diese ansteckende, sich mit rasender Schnelligkeit verbreitende Krankheit fand ihre Opfer hauptsächlich an den magyarischen Protestanten, dann aber auch an den von der seichtesten Aufklärung angefressenen deutschen und slavischen Gebildeten (den sogenannten Intelligenten) Ungarns, nur wenige Adelige, Pfarrer und Lehrer ausgenommen. Besonders die ev.-luth. Kirche ist von dieser verderblichen Strömung überfluthet worden, ja hauptsächlich hier hat der unbändigste Magyarismus sein Unwesen getrieben und treibt es noch immer.

Wie war es aber möglich, daß gerade die ev.-luth. Kirche, deren Bekenner doch vorzugsweise dem slovakischen und dem deutschen Volke angehören, in den Dienst des Magyarismus gerieth? Das wird uns die nachfolgende Darstellung auseinander setzen.

Die Hauptursache dieses Unglücks, das die Kirche traf, war der Mangel einer dem Geiste der evang. Kirche entsprechenden einheitlichen Verfassung. In den früheren Zeiten war eine solche wegen der jesuitischen Verfolgungen und der Türkenkriege nicht möglich gewesen, jetzt aber, wo die Kirche nach Aufhebung des Druckes von Außen sich hätte

ordnen können, wurde sie daran durch die grenzenlosen Anmaßungen und Uebergriffe der Adeligen gehindert. Es wurde zwar auf Grund des 26. Gesetzartikels v. J. 1791 noch in demselben Jahre eine Generalsynode nach Pesth berufen, welche die einheitliche Kirchenverfassung herstellen sollte; aber hier war nicht mehr der Glaube der Väter maßgebend, sondern die selbstsüchtigen mit Unglauben gepaarten Herrschgelüste der weltlichen Adeligen. Diese Herren beanspruchten für sich das Vorrecht des Kirchenregiments. Während sie nämlich bisher, namentlich seit 1736, theils als Inspectoren, theils als Schutzpatrone der Gemeinden nur die Stellung von Vertheidigern der Kirche gegen äußere Angriffe eingenommen hatten, mischten sie sich jetzt auch in die inneren Angelegenheiten und warfen sich zu unmittelbaren Vorgesetzten der Pfarrer und Lehrer, der Senioren und Superintendenten auf. Die stufenmäßige Reihenfolge von Gemeinde-, Seniorats- und Distriktsinspectoren sollte nach den Beschlüssen der Generalsynode allgemein durchgeführt werden, und an die Spitze des ganzen Kirchenregimentes ein Generalinspector aus dem hohen Adel treten. Diese Kirchenverfassung sollte den äußeren Anschein einer presbyterial-synodalen haben, der Adel aber behielt dabei die eigentliche Vertretung und Verwaltung der Kirche, während die natürlichen Vertreter derselben, die Geistlichen, zurückgedrängt wurden. Die entschieden kirchlich gesinnten Geistlichen und Adeligen waren auf der pesther Generalsynode in der Minderzahl, daher wurden die Vorlagen ohne Schwierigkeit durchgesetzt, erlangten aber glücklicherweise trotz der bis zum J. 1816 oft wiederholten Versuche nicht die Bestätigung seitens des Königs. Treffend bemerkt hierüber eine namhafte deutsche theol. Zeitschrift: „Die Generalsynode hatte also geboren, aber das Kindlein brachte

Hörner und Zähne mit auf die Welt, und drohte ein ausgelassener Bursche zu werden, welcher der Kirche viel Herzeleid machen würde. Indeß als er in's kaiserliche Cabinet getragen wurde, um die allerhöchste Sanction zu erhalten, wollte der Kaiser nichts von ihm wissen, und ließ ihn unter den Actenstößen seines Archives begraben."

Somit war die einheitliche Ordnung der ev.-luth. Kirche Ungarns nicht erreicht, vielmehr noch größeren Wirren Raum gelassen. Denn jeder der 4 Superintendenzdistrikte nahm von den Bestimmungen der Synode an, soviel ihm gut schien, und organisirte sich im Uebrigen selbständig. Das einheitliche Band sollte durch den in Pesth alljährlich abzuhaltenden Generalconvent unter dem Vorsitze des Generalinspectors ersetzt werden. Dieser Convent war nun eine traurige Vertretung der Kirche; denn hier sowohl, wie auch auf den Gemeinde-, Seniorats- und Distriktsconventen herrschte nur zu sehr ein zügelloses Adelsregiment, indem die entsprechenden Kircheninspectoren überall den Vorsitz führten und von den Ortspfarrern, Senioren und Superintendenten verlangten, daß sie nach ihrer Pfeife tanzen sollten. So kamen die Geistlichen nach und nach unter die Zuchtruthe der Adeligen, und unter Leitung derselben artete die Selbstverwaltung oder die Autonomie der Kirche in der Folgezeit in die verderblichste Willkürherrschaft aus.

Zur Erklärung davon nur einige Beispiele. Jeder fischte im Trüben, so gut es gehen wollte. An mehreren Orten verschwanden bedeutende Summen aus der Kirchenkasse. Aber wehe dem Geistlichen, der darüber zu Gunsten der Gemeinde Untersuchungen anstellen wollte! Als der Pfarrer Dr. Schuschka dies versuchte, wurde er nicht nur von seinem Kircheninspector aus der Pfarre verjagt, sondern

auch von dessen adligen Bundesgenossen mit Stockprügeln gemißhandelt. Der Unglückliche lebte dann in dem größten Elend und starb, ohne gerichtliche Genugthuung erlangt zu haben, obwohl sein Proceß über 40 Jahre lang dauerte. Derselbe pflegte sich während der letzten Jahre seines Lebens zu unterzeichnen: „Paul Schuschka, Märtyrer des aufgeklärten und deshalb vorsätzlich sündigenden 19. Jahrhunderts." Und dieser traurige Fall war nicht vereinzelt. — Auf den Generalconventen, namentlich nach 1840 galt der Grundsatz, daß die Beschlüsse nicht nach der Mehr- oder Minderzahl von Stimmen, sondern nach dem freien Ermessen des Generalinspectors zu fassen seien. Auch auf die Geschäftsordnung wurde nicht sehr geachtet. Das Protocoll eines Distriktsconventes z. B. war, wie ein demselben untergeordneter Senioralconvent v. J. 1845 entdeckte, nach Verlauf von 11 Monaten noch nicht ausgefertigt, obgleich das Ganze nur den Umfang von 3 geschriebenen Bogen hatte und von 4 sogenannten Notaren (2 aus dem geistlichen und 2 aus weltlichem Stande) abzufassen war. Man sagte zur Entschuldigung, es geschehe ja ohnehin nur unentgeltlich. Das nennt man in Ungarn kirchliche Autonomie.

Die alten treuen ev. Bekenner aus dem Adel, die sich nicht schämten, mit ihrem frommen slovakischen Volke gemeinsam zu beten und zu singen, starben Einer nach dem Anderen aus, und an ihre Stelle traten lauter übermüthige, im Unglauben großgezogene Sprößlinge, die eine besondere Tugend darin setzten, sich als Verächter, Verräther und Verfolger der armen ev. Slovaken zu erweisen. Diesen jungen Herren sagte der fromme Sinn des treuen zu seinem Landesfürsten haltenden slov. Volkes nicht mehr zu, und deshalb trugen sie auch kein Bedenken, sich mit den unruhigen magyarischen Magnaten, die bereits seit Joseph II.

ein unabhängiges ungarisches Reich anstrebten und die Herrschaft des ganzen Landes an sich zu reißen suchten, zu verbinden.

Wie verhielt sich aber die Bevölkerung Ungarns zu diesen eigennützigen Bestrebungen des Adels?

Bekanntlich bildet das gegenwärtig über 9 Millionen Einwohner zählende Ungarn nicht ein einheitliches Volk, es besteht auch keine ungarische Sprache und keine eigentliche ungarische Nation; vielmehr gibt es da sechs grundverschiedene Völker, und zwar: Magyaren etwas über 4 Mill., besonders in Niederungarn ansäßig, Slaven gegen 4 Mill., hauptsächlich in dem nordwestlichen Theile Ungarns, an der Donau und colonienweise in Niederungarn und dem Banat wohnhaft, ferner Deutsche gegen 1 Mill., die den Hauptbestandtheil der Bevölkerung in den größten Städten bilden, Rumänen 130,000, Armenier 12,000, endlich Juden über 300,000 durch ganz Ungarn zerstreut. Die Slaven zerfallen wieder in 5 Stämme, von denen der slovakische der bedeutenste ist und über $2^1/_2$ Mill. Köpfe zählt; die übrigen sind: Kleinrussen über 700,000, Serben 600,000, Kroaten 140,000 nnd Winden oder Wenden über 57,000. Diese statistischen Angaben sind aus der neuesten Gegenwart, während Anfangs dieses Jahrhunderts die Gesammtzahl der Einwohner Ungarns noch bedeutend größer war, da auch Siebenbürgen, Croatien und Slavonien damals dazu gehörten.

Die nichtmagyarischen Nationen sträubten sich natürlich gegen die krankhaften Gelüste des revolutionären Adels, und besonders in dem slovakischen Volke sahen die Herren ein großes Hinderniß bei der Ausführung ihrer kühnen Pläne. Daher war ihr ganzes Streben darauf gerichtet, sowohl die Slovaken, als auch die übrigen Nichtmagyaren

zu magyarisiren, um so die erwünschte nationale Einheit zu erzielen, von der allein sie das Zustandekommen eines neuen, unabhängigen Magyarenreiches erwarten konnten. Der zahlreiche slov. Adel, sowie die übrigen sogenannten Gebildeten, namentlich Professoren, Geistliche und Lehrer gingen darin mit nur wenigen Ausnahmen voran, indem sie in ihren Häusern die magyarische Sprache einführten und den Einfluß, den sie auf das eigentliche Volk hatten, von diesen Bestrebungen fortan getragen sein ließen. Die zwei Hauptträger des Volkslebens, Kirche und Schule, suchten sie daher ihren Zwecken dienstbar zu machen, und dies war um so leichter möglich, als auch die Geistlichen und Lehrer den neuen Ideen huldigten.

Die Könige Franz I. (1792—1835) und Ferdinand V. (1835—1848), unter denen dieser Magyarisationsprozeß vor sich ging, sahen die Gefahr für nicht so groß an, wie sie in Wirklichkeit war und wie sich dann in der Revolution v. J. 1848/49 zeigte. Ja der Sohn des Königs Franz, der Erzherzog Joseph, der 50 Jahre lang (bis zum J. 1847) die Würde des ungarischen Palatins bekleidete, war selbst der mächtigste Schirmherr des Magyarismus. Derselbe erwiderte zornig einer aus den ersten slov. Männern bestehenden Deputation, die ihn im J. 1842 in Pesth um gesetzliche Beschützung der Slovaken gegen die magyar. Bedrückungen bat: „Ach was! Ich kenne nur eine Nation in Ungarn, und das ist die ungarische!“ (d. h. magyarische, denn eine ungarische Nation gibt es eben nicht).

Die Anfänge der Magyarisationsgelüste datiren eigentlich von der Zeit Joseph's II. Auf dem Landtage v. J. 1790/91 traten sie zunächst noch sehr bescheiden auf, indem im 15. und 16. Gesetzartikel der Unterricht in der magyar.

Sprache neben den anderen bisher üblichen Sprachen empfohlen wurde. Seit dem Bestehen des ungar. Königreiches nämlich war die lateinische Sprache das Band gewesen, das die verschiedenen Nationen in Ungarn zusammenhielt; sie war nicht nur die Sprache der Gelehrten und Staatsbeamten, sondern auch aller einigermaßen Gebildeten im Lande. Die nächste Absicht war jetzt, diesen ehrenden Rang der magyarischen Sprache zuzuweisen. Deutlich trat dies schon auf dem Landtage v. J. 1792 hervor, indem hier der 7. Gesetzartikel anordnete, daß die magyar. Sprache als ordentlicher Unterrichtsgegenstand in den Schulen eingeführt werden sollte, damit es möglich sei, in Zukunft alle Aemter nur mit solchen Männern zu besetzen, die des Magyarischen mächtig wären. Die diplomatische Sprache war indeß noch immer die lateinische. Weiter gingen noch die Landtage v. J. 1805, 1807 und 1836. Auf dem Letzteren ward bereits das Magyarische zur Geschäftssprache der höchsten Verwaltungsbehörden des Landes erhoben. Die königliche Regierung kam den Freunden der Magyarisationsideen hierin selbst entgegen, indem sie ihre Vorlagen auf dem Landtage v. J. 1840 magyarisch abgefaßt übergab. Wie fest der Magyarismus jetzt schon Wurzel geschlagen hatte, beweist die Thatsache, daß auf eben diesem Reichstage 450,000 Gulden für das magyarische Theater in Pesth aus dem Landesschatze bewilligt wurden. Einen weiteren riesigen Fortschritt gewahren wir auf dem Landtage v. J. 1844, wo man schon das Magyarische allein bei den Landtagsverhandlungen zuließ; hier wurde es zugleich als ausschließliche Regierungs- und Beamtensprache bestimmt und für die Akademien, Gymnasien und andere höhere Lehranstalten als Unterrichtssprache angeordnet. Von nun an mußte auch die Abfassung aller öffentlichen Urkunden und die Führung der Kirchenbücher

oder Matrikeln in magyarischer Sprache geschehen. Die Krone aber aller dieser Bestrebungen bildete der Landtag v. J. 1848. Nach seinen Verfügungen wurde das Magyarische die Amtssprache auch für alle höheren und niederen Beamte der rein slovakischen, wie auch der übrigen nichtmagyarischen Komitate; ja sogar den Elementarschulen suchte man hier das Magyarische aufzudringen, um es auf diese Weise sobald als möglich zur gemeinsamen Volkssprache von ganz Ungarn zu machen.

Somit war das Magyarenthum zur Alleinherrschaft im ganzen Lande erhoben. Auf dem letzten Landtage durfte schon ein Kossuth trotz des angestrengtesten und energischsten Widerspruchs der wenigen nichtmagyarisch gesinnten Landtagsmitglieder, namentlich der Croaten, sich kühn und im Bewußtsein der magyar. Herrschaft folgendermaßen äußern: „Wo ist denn nur Croatien? Es ist ja so klein, daß es selbst für ein Frühstück nicht hinreicht.“ Und später: „Ich werde nie und nimmer unter der h. Krone Ungarns eine andere Nation anerkennen, als die magyarische; ich weiß sehr wohl, daß es Menschen und Raçen gibt, die eine andere Sprache reden, doch mehr als eine Nation gibt es nicht im Lande!“ — Das sind Worte eines Mannes von slovakischer Abkunft. Die Kossuth'sche Familie nämlich stammt aus einem rein slovakischen Orte Kossuth im thurotzer Komitate und verdankt diesem auch ihren Namen; der leibliche Onkel des bekannten Ludwig v. Kossuth, Georg, war bis zu seinem Tode, der zur Zeit der wüthendsten Wühlereien seines magyarisirten Neffen erfolgte, einer der entschiedensten ev.-luth. Bekenner aus dem Adel und zugleich ein treuer Sohn seines slov. Volkes.

Von diesen Magyarisationsplänen, wie sie uns die wenigen Proben aus den Landtagsreden sehr wahr schildern,

hatten die katholische und die griechische Kirche Ungarns wegen ihrer festen Organisation verhältnißmäßig weniger zu leiden, als die evangelische Kirche*). In ihr sammelten sich ja die zersetzenden radikalen Elemente, welche den ohnehin lockeren Stand der Kirche je länger je mehr unterwühlten. Und daß auf diesem Gebiete das revolutionäre Treiben und Spektakelmachen am ehesten ungestraft und ungezügelt ausgeübt werden konnte, wußten die Uebermüthigen nur zu gut.

Was Wunder nun, wenn bei solchen losen ungeordneten Zuständen sich die Bedrückungen seitens der römisch-kath. Kirche hie und da wieder erneuerten! Auch hier wieder hatten vor Allem die Slovaken viel Schweres zu bestehen, und waren demnach jetzt von zwei gefährlichen Feinden, dem Magyarismus und dem geheimen Jesuitismus, mit einem Vernichtungskriege bedroht. Freilich fiel die Hauptverfolgung seitens der Katholiken noch in die erste Hälfte der Regierung Franz I., wo die magyar. Gelüste noch nicht so allgemein herrschten. Es ist dies jene fanatische Verfolgung der ev.-luth. Gemeinden im Thale Puchov im tren-

*) Die statistische Uebersicht der gegenwärtig in Ungarn bestehenden Kirchen ist folgende: 1) Die römisch-kath. Kirche zählt gegen 5 Millionen Seelen unter den 5 Volksstämmen, den Magyaren, Slovaken, Deutschen, Croaten und Wenden. 2) Die griechisch-katholische mit 1,688,000, von denen 1 Mill. Orthodoxe und 688,000 Unirte sind; zu ihr bekennen sich alle Serben, Kleinrussen, Rumänen und auch ein kleiner Theil der Magyaren. 3) Die reformirte umfaßt über $1^1/_2$ Mill., fast ausschließlich Magyaren mit einer geringen Zahl Deutscher. Und 4) die ev.-lutherische Kirche mit 830,000 Bekennern, worunter 436,000 Slovaken, 15,000 Wenden, 202,000 Deutsche und 177,000 Magyaren.

tschiner Komitate, die über 30 Jahre (1792—1824) dauerte. Daß damals die armen Bauern von den Katholiken (und namentlich den adeligen ungar. Komitatsbeamten) trotz des klaren Wortlauts des Gesetzes so lange ungestraft bedrückt und grausam gemißhandelt werden konnten, erklärt sich theils daraus, daß die Gerichte fast ausschließlich mit Katholiken besetzt waren, theils aus der mangelhaften Verfassung der evang. Kirche, welche weder einheitliche Vertretung, noch auch exekutive Macht besaß. Derartige schreckliche Verfolgungen wiederholten sich zwar später nicht mehr, aber die Zerrüttung der Kirche und das Treiben der Magyaren und Magyaronen, d. h. der magyarisirten, ihrem Volke abtrünnig gewordenen Slaven und Deutschen, gaben den kath. Priestern freien Spielraum, so daß sie in den Ehesachen und bei der Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen, sowie beim Uebertritte aus einer Kirche in die andere ungestört ihre Ränke fortsetzen konnten. Inwiefern der 3. Gesetzartikel des Landtags v. J. 1844, durch welchen die Eheangelegenheiten und die übrigen Streitsachen mehr zu Gunsten der Protestanten entschieden wurden, und inwiefern der 20. Artikel v. J. 1848, der allen Confessionen ohne Unterschied volle Gleichberechtigung versprach, der ev.-luth. Kirche genutzt haben, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls war trotz dieser vom Geiste des modernen Liberalismus eingegebenen Bestimmungen der kath. Proselytenmacherei bei den anhaltenden Wirren in der ev. Kirche viel freies Feld gelassen.

Tiefer aber und noch viel gefährlicher, als alle Wunden, welche die Katholiken je der ev. Kirche geschlagen haben, sind die, welche ihr jetzt von ihren eigenen Söhnen, den ungläubigen und für einen unbändigen Magyarismus schwärmenden Adeligen und Intelligenten geschlagen wur-

den. Es hat sich an den ev. Slovaken buchstäblich erfüllt, was wir bei Micha 7, 6 lesen: „Des Menschen Feinde sind sein eigen Hausgesinde.“ Und es muß zur Ehre der kath. Magnaten, und zwar besonders derer magyarischer Abstammung, gesagt werden, daß gerade aus ihrer Mitte Stimmen gegen die Mißhandlung der ev. Slovaken und für die Rechte der ev. Geistlichkeit laut wurden. So griff z. B. der berühmte ungar. Geschichtsschreiber Graf Joh. v. Mailáth, ein eifriger Katholik, auf dem Reichstage 1844 die protest. Landtagsmitglieder an, indem er ihnen die gedrückte Lage ihrer Geistlichen ernstlich vorhielt. Er sagte unter Anderem: „Ich werde die protest. Superintendenten mit Freuden hier in der Magnatentafel, in der Reihe der kath. Bischöfe sitzend, begrüßen, wenn sie unabhängig geworden und von der Tyrannei der Weltlichen befreit sein werden.“ Die protest. Herren schwiegen dazu, so daß sein Auftreten ohne Erfolg blieb. Der Grf. Mailáth bemerkt hierüber in seinem Buche: „Hätte eine Verhandlung stattgefunden, so würde sich die seltsame Erscheinung herausgestellt haben, daß die streng kath. Partei für, die protestantische aber gegen die protest. Geistlichkeit geredet hätte.

Derselbe Mailáth gibt uns von den durch die Magyaren und Magyaronen an den Slovaken verübten Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten eine wahrheitsgetreue Schilderung, in der er bestätigt, was wir oben angeführt, daß die Agitation zur Magyarisirung der Slovaken sich vorzugsweise auf die ev. Kirche erstreckte, daß der slov. Adel unter Anführung des Generalinspektors, des Grafen Karl v. Zay, an der Spitze der Bewegung stand und sich gerade der Kirche als Hauptthebel für seine Magyarisationspläne bediente. „Was Alles geschah,“ erzählt Mailáth, „kann aus ein paar Beispielen ersehen werden. Die Superinten-

denten und Prediger, die sich nicht politisch bekehren d. h. zum Magyarismus übertreten wollten, wurden Landesverräther gescholten, im gewöhnlichen Leben gehöhnt, ihre Namensunterschrift mit schmählichen Beinamen befleckt. Die magyarisirenden Protestanten wollten keine Selbständigkeit des slavischen Gottesdienstes zulassen. Bei der Besetzung protestantischer Predigerstellen wurde nicht auf das sittliche Benehmen, nicht auf theol. Kenntnisse Rücksicht genommen, sondern einzig und allein darauf, ob der Candidat der magyar. Sprache mächtig sei. Derjenige protest. Geistliche galt für den besten, der den slav. Kindern seiner Gemeinde den magyar. Katechismus am tüchtigsten einzubläuen vermochte. Ob sie das Gelernte verstanden, war gleichgültig; es genügte vollkommen und wurde belobt, wenn bei der Schulprüfung die Kinder den magyar. Katechismus herplapperten." Wie wenig religiöser Sinn überhaupt noch unter den Förderern des Magyarismus vorhanden war, zeigt uns die Aeußerung des ev. Kircheninspektors Eugen v. Kubinyi. Als nämlich in einem Convent über den Religionsunterricht in den Volksschulen verhandelt wurde, sprach sich dieser Edelmann also aus: Wenn der Religionsunterricht in den slovakischen Gemeinden slavisch ertheilt werden sollte, so könnte derselbe lieber ganz ausfallen, denn der Bauer brauche ohnehin keine Religion. Und von sich selbst bekannte Kubinyi, daß er nie einen Nutzen von seiner Religion gehabt habe. „Wenn in einer slav. Gemeinde nur ein paar protest. Magyaren waren, wurde der Gemeinde ein magyarischer Prediger gesandt, der jede zweite oder dritte Woche magyarisch predigen mußte." Ein Beispiel wenigstens möge dieses Verfahren beleuchten. In der aus 16,000 Slovaken bestehenden ev.-luth. Gemeinde zu Szarvas wurde vom dortigen Stadtnotar, einem Magyaronen Na-

mens Hellebrand, angeordnet, daß einmal monatlich magyarisch gepredigt werden sollte. Da aber das Volk diesen ihm unverständlichen Gottesdienst nicht besuchte, half man sich durch List, indem nicht vorher gemeldet wurde, wann magyarisch gepredigt würde; wenn nun nach dem slav. Gesange der Geistliche die Gemeinde mit einer magyarischen Predigt überraschte, entstand großer Tumult, indem das Volk die Kirche verlassen wollte, die Kirchendiener und Panduren aber an den Kirchthüren ihnen entgegentraten. „Manche Gemeinden wollten solche Prediger nicht annehmen, das betreffende Komitat ließ sie als Widersacher der magyarischen Sprache mit Stockstreichen züchtigen. Als eine dieser Gemeinden sich bei der Statthalterei beschwerte, und die Statthalterei vom Komitate Aufklärung verlangte, antwortete das Komitat, dies habe die Würde und Majestät der Nation erheischt und der aufgedrungene Prediger blieb." So wurden die ev.-luth. Slovaken zu Lajoskomárom auf Befehl der Komitatsbehörde als Rebellen behandelt, weil sie den Gottesdienst in magyarischer Sprache nicht dulden wollten. Die angesehensten Gemeindemitglieder wurden verurtheilt: Einer zu monatlichem Gefängniß und zu 64 Stockschlägen, ein anderer zu 50, ein dritter zu 40, ein vierter, der bereits über 70 Jahre alt war, zu 24 Stockhieben. In Folge solcher Mißhandlungen sind auch Todesfälle vorgekommen. — Dies einige Züge aus dem wilden Treiben des rohen Magyarismus, welches die so hochgepriesene ungarische Constitution ruhig gewähren ließ.

Die Mittel aber zur Magyarisirung der Slovaken auf dem kirchlichen Gebiete waren noch nicht erschöpft. Um das Ziel desto schneller zu erreichen, wurde noch ein neuer mächtiger Hebel angesetzt. Das ist die Union zwischen der ev.-luth. und reformirten Kirche Ungarns, welche be-

reits früher und namentlich auf der Generalsynode v. J. 1791 angeregt, jetzt, freilich in einem noch viel schlimmeren Sinne als damals, ausgeführt werden sollte. Was war nun der Beweggrund zu diesen Unionsbestrebungen? Nichts Anderes als die Hoffnung, daß auf diesem Wege die 830,000 Seelen zählende ev.-luth. Volkskirche Ungarns, welche bekanntlich hauptsächlich aus Slovaken und Deutschen besteht, in die fast doppelt so starke, eigenthümlich magyarisch-reformirte Kirche aufgehen würde. Wir sagen in die eigenthümlich „magyarische Kirche," denn so wird sie von den magyar. Reformirten selbst bezeichnet. Und nicht mit Unrecht, denn bei ihnen hat sich der Protestantismus ganz merkwürdig gestaltet. „Sie haben" — heißt es in einem treffenden Urtheil über die Zustände der Evangelischen Ungarns — „viel Protestantismus, aber wenig Evangelium; denn es wird viel protestirt, aber nur um des Evangeliums weniger zu haben." Ihre Prediger aber haben nicht einmal eine besondere Amtstracht, sondern steigen gewöhnlich in den bekannten magyar. Schnurröcken mit Schnurrbart und nicht selten auch mit Sporen auf die Kanzel und predigen dann mit großem Bombast viel mehr von der Tagespolitik, als vom Evangelium. Man darf daher die magyarisch-reformirte Kirche durchaus nicht mit der reformirten Kirche überhaupt zusammenwerfen. Die reform. Magyaren nennen ihr Bekenntniß das magyarische „magyar hit," „magyar vallás" d. h. magyarischer Glaube, magyar. Religion, und sprechen sogar von einem magyarischen Gotte, den sie besonders in ihren politisch-nationalen Liedern anrufen, wenn sie ihre Wuth und ihren grenzenlosen Haß gegen Slaven und Deutsche aussprechen wollen. Da nun auch unter den sogenannten Gebildeten in der ev.-luth. Kirche, den Freunden jenes Magyarismns, der Unglaube allgemein

herrschend war, wird es uns nicht Wunder nehmen, daß der Generalinspector Grf. Karl v. Zay sich nicht scheute im J. 1840 die beabsichtigte Union mit folgenden Worten öffentlich einzuleiten: „Seien wir weder Lutheraner, noch Calvinianer, weder Griechisch-, noch Römischkatholische, weder Christen noch Juden, seien wir aber Alle Magyaren!“ Dieser Generalinspector, auch in politischer Beziehung einer der mächtigsten Oppositionsmänner, verwandte alle seine Kraft und seinen ganzen Einfluß darauf, seine gottlosen Unionspläne durchzusetzen. In einem Schreiben an die Superintendenten zur Empfehlung der Union sprach er sich unter Anderem dahin aus, daß der Protestantismus und der Magyarismus Hand in Hand gingen. Auf den Conventen herrschte ganz und gar seine Partei. In einem Senioralconvente z. B. wurde kaum eine halbe Stunde über diese hochwichtige Sache verhandelt und dann der Beschluß gefaßt: Weil dies selbst der Herr Generalinspector wünsche, so stimme auch dieses Seniorat für die Union mit den Calvinisten. Besonders auf den Generalconventen zu Pesth wurden alle Hebel zur Erreichung dieser neumodischen Union in Bewegung gesetzt. Hier führten die Magyaronen v. Kossuth, v. Pulsky und v. Benyovsky das große Wort. Namentlich Kossuth füllte den Saal mit Reformirten, Katholiken und sogar Juden, mit Alten und Jungen, lauter blinden Anhängern des Magyarismus, die durch ihr wüstes Geschrei die kirchlich Gesinnten nicht zu Worte kommen ließen. Besonders die große Schaar von übermüthigen jungen Juristen oder Juraten nahm sich heraus, die treuesten Geistlichen und Superintendenten zu verhöhnen, und war nöthigenfalls erbötig, ihrem Anführer Kossuth auch durch Hinauswerfen seiner Gegner zu dienen. Im J. 1842 verließen die beiden treuen slov. Superintendenten Dr. th.

Jozefy und Dr. th. Szeberiny wegen erniedrigender Beschimpfung unter heißen Thränen das Sitzungszimmer des Generalconventes. Und dies ganze Treiben geschah unter den Augen des Generalinspectors Zay, ja unter seinem besonderen Schutze.

So war das arme slovakische Volk verrathen und verkauft. Wie ein aufgelöstes Heer dachte man es mit einigen Kanonenschüssen zu zersprengen und zu vernichten. Aber Ein Beschützer war ihm geblieben, der allmächtige und gerechte Gott im Himmel. Er erweckte ihm Männer, besonders unter den Geistlichen, die es in diesen Drangsalen trösteten und leiteten, die keine Schmach der Feinde scheuten und für die heiligen Güter der Kirche mit der größten Selbstverläugnung in Wort und Schrift in die Schranken traten. Obenan unter diesen Vertheidigern der gottgegebenen Rechte der Slovaken steht der energische Dr. th. Hurban, seit 1846 unermüdlich thätig. Er durchschaute klar die Pläne der Gegner, deckte sie furchtlos auf und führte einen muthigen Kampf. Besonders durch seine slov. Schrift „Unia“ (Union) v. J. 1846 versetzte er die magyaronischen Unionsmänner in die größte Verlegenheit. Sie fanden keinen anderen Ausweg, als daß sie einen Juden unter dem erdichteten Namen Karl Ferencz ihre Sache Hurban gegenüber verfechten ließen. Allein alle Anstrengungen der Gegner waren vergeblich. Die magyarische Union scheiterte an der Glaubensstärke der Väter unter dem Volke der evang. Slovaken.

Mit der beabsichtigten schnellen Durchführung dieser neumodischen Union hatte man sich also verrechnet. Der Graf Zay mit seinen Anhängern sah ein, daß zunächst die nöthigen und willigen Werkzeuge aus dem jüngeren Geschlechte herangezogen werden müßten, und daß es vor

Allem gelte, die höheren ev.-luth. Lehranstalten noch mehr, als dies seit 1841 geschehen war, dem Magyarismus dienstbar zu machen. Dies gelang auch vollkommen durch die Einführung des sogenannten Zay-Ugróczer Lehrplanes, der das Magyarische im J. 1846 zur ausschließlichen Unterrichtssprache erhob. Von nun an wurden auf den zahlreichen Gymnasien und theol. Lehranstalten der ev.-luth. Kirche Ungarns lauter Magyaronen zu Pfarrern und Lehrern erzogen, die ihre slovakische oder deutsche Nationalität verläugneten und nicht nur ihr Volk, sondern auch die Lehre ihrer Kirche verachten lernten. Diese echt magyarisch gebildeten Leute schämten sich dann aber nicht nur ihrer slovakischen oder deutschen Abstammung, sondern auch der Namen ihrer Väter. Die Magyarisirung der Familiennamen ward Modesache. Ein Hunsdorfer nannte sich nun Hunfalvy, aus einem Teichengräber ward ein Tavassy, aus einem Schönwiesner ein Szépréty, aus einem Lauf ein Szalagy ꝛc. ꝛc, — um ja als Vollblut-Magyaren zu erscheinen. Die slovakische Jugend freilich legte mehr Widerstand an den Tag, als die deutsche, wenngleich das deutsche Volk im Allgemeinen ebenso wenig etwas von der Magyarisation hören wollte, wie das slovakische. Und solche junge Magyaronen wurden dann noch viel wüthender als die geborenen Magyaren, wie das in der Regel bei Renegaten oder Abtrünnigen der Fall ist.

Der Verfall der Kirche war bei solchen Fortschritten des „magyarischen Protestantismus" zu augenscheinlich, als daß nicht auch nur wenig besonnene Gemüther darnach hätten streben sollen, die Angelegenheiten der Kirche wenigstens nothdürftig zu ordnen. Noch im J. 1845 wurde im Auftrage des Generalconventes ein Verfassungsentwurf ausgearbeitet, der sich im Ganzen in den Geleisen der Synodal-

beschlüsse v. J. 1719 hielt. Er räumte zwar den Geistlichen den Mitvorsitz neben den weltlichen Inspectoren ein, suchte aber im Uebrigen das Ganze in der alten Weise flüssig zu erhalten, indem z. B. die Senioren höchstens auf 6 Jahre erwählt werden sollten, damit selbst der Schein von Auctorität und Hierarchie oder Priesterherrschaft beseitigt werde. Als dann 1848 diese Verfassung in's Leben treten sollte, brach jene verderbliche Revolution aus, welche die evang. Volkskirche Ungarns an den Rand des Verderbens führte. Die Einführung der Kirchenverfassung unterblieb.

An der Revolution betheiligten sich auch sehr viele protest. Kircheninspektoren, mehr oder weniger leider auch alle 4 Superintendenten und eine große Zahl von Geistlichen. Das slovakische Volk aber war ihr abhold. Der damals noch jugendliche Hurban (31 Jahre alt), der gegen die Umtriebe Zay's n der Kirche und Kossuth's im Staate als ein treuer ev.-luth. Pfarrer in Wort und Schrift auftrat, mußte mit mehreren gleichgesinnten Geistlichen aus dem Lande fliehen, da ihnen die Revoltanten nach dem Leben trachteten. Aber der HErr beschützte wunderbar sein und seiner Freunde M. M. Hodža und L. Štúr Leben, auf deren Köpfe die Leiter der magyar. Empörung einen Preis gesetzt hatten. Diese drei Männer waren es ganz besonders, die unerschrocken das slovak. Volk ermahnten, die alte gewohnte Treue auch dem neuen jungen König von Ungarn, Sr. k. k. Majestät Franz Joseph I. zu bewahren, der in den schwersten Zeiten unter den brausenden Stürmen der Revolution im Dezember 1848 nach der freiwilligen Entsagung seines Oheims Ferdinand V. den erblichen Thron bestieg. Die hauptsächlich auf den energischen Aufruf dieser Männer zusammengetretenen „slov. Freischaaren" (von den Gegnern auch „Hurbanisten" genannt) kämpften unter Anfüh-

rung tüchtiger Krieger, zuletzt des k. k. Majors Freiherrn v. Levartovsky muthig für den Thron ihres Königs, für ihre Kirche und ihre slovakische Nationalität. Die Verdienste, die sich das treue slov. Volk wie immer, so besonders in dieser verhängnißvollen Zeit um die k. k. Regierung erworben, übersteigen bei weitem die ihm bisher zu Theil gewordene Anerkennung und lassen sich mit den über seine aufrührerischen Feinde errungenen Erfolgen auch nicht annähernd vergleichen.

Unbeschreiblich viel haben die ev. Slovaken in den Jahren 1848 und 49 von den revoltirenden Magyaren und Magyaronen zu leiden gehabt. Viele Geistliche und Lehrer, Studenten, Bürger und Bauern, die sich vor dem magyar. Umsturzgötzen nicht beugen wollten, wurden eingekerkert, brodlos gemacht, ihre Häuser ausgeplündert, und sie in Ketten geschmiedet mit der Revolutionsarmee herumgeschleppt, auf verschiedene Weise grausam mißhandelt, Mehrere von ihnen aufgehängt und Andere erschossen. Und dabei saßen sogar ev. Geistliche, Verräther ihrer slov. Nation und Schwärmer für den Zay'schen Unglauben, zu Gerichte. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist folgender Vorfall. Als in der Stadt Szenitz im neitrauer Komitate solch ein Blutgerichts-Inquisitor, der Pfr. Tessák, seinem treuen ev.-luth. Beichtkinde, dem unschuldig verurtheilten Lúdover Ortsvorstand Barton auf dem letzten Gange zum Marterplatze die großen Verbrechen vorhielt, die er nun zu büßen habe, antwortete ihm dieser: „Ja, ich bin ein großer Sünder, ein Sünder gegen meinen Gott und Heiland, aber diesen Galgen, auf dem ich sterben soll, habe ich, Gott ist mein Zeuge, nicht verdient; denn ich habe nichts verbrochen, worauf der Galgentod durch die Gesetze bestimmt ist. Diesen Galgen haben Sie, geistlicher Herr, eher verdient, als Sie mit dem Ge-

wehre in der Hand, die rebellische Nationalgarde zum Kampfe gegen unseren König ermuthigten. Ich sterbe unschuldig für meinen König und mein liebes Volk, Sie aber haben die Gerichte Gottes zu gewärtigen." So wurde diesem Pfarrer, der einen Unschuldigen aus seiner Gemeinde mitverurtheilt hatte und ihn jetzt zu dem Geständniß, daß Treue gegen seinen angestammten König, gegen seine Kirche und sein Volk ein todeswürdiges Verbrechen sei, bewegen wollte, von seinem dem Henkerstode entgegengehenden Beichtkinde selbst ein Stachel in's Gewissen gedrückt.

Hätte Kossuth den Sieg errungen, so hätte ohne Zweifel auch die angestrebte „magyarische Kirche" gesiegt. Wie weit diese Ideen schon verbreitet waren, bestätigt uns die in dem Marktflecken Czegléd im pesther Komitat 1849 nach Ausrufung der ungarischen Republik zusammengetretene Synode, in der unter Leitung eines Werkzeuges der republikanischen Regierung, des kath. Priesters Bobory, die zahlreich versammelten magyar. Eiferer, Katholiken wie Protestanten, eine allgemeine magyarische Union beriethen, auf Grund deren baldigst eine „vaterländische magyarische Kirche" mit folgenden Glaubensartikeln in's Leben treten sollte: 1) Anerkennung der kirchlichen Oberhoheit des Papstes, dessen Stellvertreter der Erzbischof-Primas von Ungarn ist. 2) Einführung der magyarischen statt der lateinischen Liturgie in ganz Ungarn und den damit verbundenen Ländern. 3) Erlaubniß der Ehe für die Priester, ausgenommen für die Domherren und Bischöfe. 4) Abschaffung der Ohrenbeichte. 5) Gemeinschaft der Güter. und 6) Annahme von 5 Sacramenten: Taufe, Ehe, Abendmahl, Oelung und Nationalfirmelung. — Und für diese merkwürdige Nationalkirche sollen sich die protest. Mitglieder der czeglédder Synode einstimmig erklärt haben.

Die Durchführung dieſer neumodiſchen Union ward durch die Niederwerfung der Revolution verhindert. Der Befehlshaber der kaiſerl. Truppen, der General F.-Z.-M. v. Haynau ſah das geſetzlich verbürgte Recht beider proteſt. Kirchen Ungarns für verwirkt an; daher ſetzte er durch einen Erlaß v. 10. Februar 1850 alle Superintendenten ab und hob die Würde des Generalinſpectors und der Diſtrictsinſpectoren gänzlich auf. An die Stelle der Superintendenten ſetzte er Superintendenzadminiſtratoren und beſtimmte, daß die Convente nur im Beiſein eines k. k. Commiſſärs abgehalten werden dürften. Dieſe Verordnung wurde auch nach Aufhebung des Belagerungszuſtandes in Ungarn (4. April 1854) von der k. k. Regierung im Weſentlichen aufrecht erhalten. Der ungar. Statthalter Erzherzog Albrecht beſtätigte ſie in ſeinem Erlaß v. 11. Juli 1854, nur erlaubte er dem Presbyterium oder den Gemeindeälteſten, ſich auch ohne vorherige Anzeige bei der politiſchen Behörde und ohne Anweſenheit eines landesfürſtlichen Commiſſärs unter dem Vorſitze des Pfarrers zu verſammeln. Die neugewählten Pfarrer und Lehrer aber ſollten durch den betreffenden Superintendenzverweſer zur Prüfung ihrer politiſchen Unbeſcholtenheit der k. k. Statthaltereiabtheilung, welche die Sache binnen 6 Wochen erledigen mußte, angezeigt werden. Zum Schluß war in jenem Erlaß eine baldige Regelung der Kirchenverfaſſung nach §. 4 des 26. Geſetzartikels v. J. 1791 in Ausſicht geſtellt.

Während der Jahre 1850—58 konnte ſich die ev.-luth. Volkskirche Ungarns etwas erholen. Es wurde auch in dieſen 9 Jahren von den Gemeinden für kirchliche Zwecke mehr geleiſtet, als vielleicht in den 3 vorhergehenden Jahrzehnten zuſammen. Jetzt hätte auch wirklich eine den Bedürfniſſen der evang. Kirche entſprechende einheitliche Ver-

fassung leicht durchgeführt werden können. Man nahm aber zuerst die Organisation der Gymnasien in Angriff. Die Regierung drang darauf, daß auch die Protestanten Ungarns ihre Lehranstalten nach dem Entwurfe des k. k. Cultus- und Unterrichtsministeriums v. J. 1849, welcher theils nach preußischem theils nach französischem Muster ausgearbeitet war, einrichteten. Die deutsche Sprache wurde darin zum ordentlichen Unterrichtsgegenstand gemacht, die Unterrichtssprache selbst aber sollte sich nach der Nationalität der Mehrzahl der Schüler richten. Hierdurch wollte man den Magyarisationsplan Zay's umstoßen. Allein dem widersetzten sich die Magyaren und Magyaronen, welche noch immer die Herrschaft über die Schulen der ev.-luth. Kirche in Händen hatten; die Kirche aber vermochte wegen ihrer inneren Zerfahrenheit die neue Einrichtung nicht durchzuführen. Die magyarische Opposition vielmehr, von Neuem erwacht, fing wieder an eine große Macht zu entwickeln. Nur 3 ev.-luth. Lehranstalten, und zwar das Untergymnasium zu Oberschützen mit einer Realschule und einem Schullehrerseminar, das Gymnasium zu Oedenburg und das zu Eperies haben sich nach dem Ministerialplane organisirt.

Endlich berief die k. k. Regierung im Mai 1855 eine Anzahl von Vertrauensmännern der beiden protest. Kirchen Ungarns, nämlich 3 Superintendenten, 4 Professoren und 2 Senioren, nach Wien zur Berathung der Kirchenverfassungsfrage. Darauf erschien dann am 21. August 1856 der „Entwurf zu einem Gesetze über die Vertretung und Verwaltung der Kirchenangelegenheiten der Evangelischen beider Bekenntnisse im Königreich Ungarn, in der serbischen Woiwodschaft und dem temescher Banate." Die Superintendenzdistrikte, denen dieses Aktenstück zur Begutachtung auf den Distriktsconventen vorgelegt wurde, sprachen sich

mehr gegen als für dasselbe aus und baten die Regierung um die Erlaubniß zur Abhaltung einer Generalsynode. Die Besonnenen unter den Evangelischen, und namentlich die unterdrückten ev.-luth. Slovaken, wie auch die Regierung selbst mußten sich sagen, daß, abgesehen von der Schwierigkeit eine wirklich geordnete Generalsynode zu versammeln, bei der fürchterlichen Zerklüftung der Kirche dort unmöglich etwas Gutes zu Stande gebracht werden könnte. Daher war es Aufgabe der Regierung bei der Lösung der Frage selbst voranzugehen, um der ungeordneten Kirche die Möglichkeit zu verschaffen, die Verfassung selbständig durchzuführen. Dies that sie in dem Patente v. 1. Sept. 1859 und in der Verordnung des Cultus- und Unterrichtsministeriums v. 2. Sept. desselben Jahres. Diese Aktenstücke (wir nennen sie Septembergesetze) wollen die so lange schwebende Frage erledigen. Gegründet auf die beiden Vorarbeiten, die alten Beschlüsse der Generalsynode v. J. 1791 und den Entwurf v. J. 1856, bieten sie zeitweilig eine presbyterial-synodale Kirchenverfassung, deren endgültiger Ausbau auf dem synodalen Wege im Sinne der Autonomie jeder der beiden protest. Kirchen Ungarns selbst überlassen wird.

Durch das Patent wurden nicht nur die durch Haynau und den Gouverneur Erzherzog Albrecht verfügten Beschränkungen der Kirche gänzlich aufgehoben, sondern auch die alten Rechte und Freiheiten der Evangelischen bedeutend erweitert, so daß jetzt in der Ausübung der königlichen Schutz- und Schirmpflicht eine thatsächliche Anerkennung der Gleichberechtigung mit der römisch-kath. Kirche zu Tage tritt. So z. B. ist nach dem Patente eine besondere nur aus Evangelischen bestehende Abtheilung für Kirchen- und Schulangelegenheiten nicht nur Ungarns, sondern auch der

Protestanten der deutsch-slavischen Länder und Siebenbürgens im Cultusministerium eingesetzt. Ferner sind für die kirchlichen Bedürfnisse der Evangelischen Ungarns alljährlich 94,400 Gulden aus dem Staatsschatze zugesichert, sowie 10 Stipendien zu 600 Gulden österr. Währ. jährlich zur Ausbildung von Lehr- und Predigtamtscandidaten auf den evang. Universitäten Deutschlands bewilligt. Dieselbe staatsrechtliche Stellung wurde den Evangelischen auch in Croatien und Slavonien gewährt, wo nach §. 14 des 26. Gesetzartikels v. J. 1791 nur Katholiken besitzfähig sein konnten. In Folge des Patentes wurden auch in der Armee, die bisher nur 2 ev. Geistliche hatte, 12 Garnison- und Feldprediger angestellt.

Man sollte erwarten, daß wie das Patent im ganzen ev. Auslande mit großer Theilnahme begrüßt wurde, so auch alle Protestanten Ungarns dasselbe mit ungetheilter Freude aufgenommen hätten. Dem ist aber nicht so. Die ev.-luth. Slovaken zwar, die dadurch der bisherigen schweren Bedrückungen enthoben zu werden hofften, und theilweise auch die der Magyarisation widerstrebenden Deutschen Ungarns organisirten sich freudig nach den Bestimmungen der Septembergesetze; die Magyaren dagegen und der unkirchliche vom wilden Magyarismus angesteckte slov. Adel, besonders die sogenannten Patrone und Kircheninspectoren, wollten durchgängig nichts davon wissen und begannen eine wüthende Agitation gegen das Patent. Der Anfang dazu wurde auf dem Distriktsconvente zu Käsmark im zipser Kom. den 27. Sept. 1859 gemacht, und diesem Signale folgten alle übrigen Convente, auf denen Magyaren und Magyaronen die Oberhand hatten. Der Vorwand, unter dem sie die Septembergesetze zurückwiesen, war die unbegründete Behauptung, daß die Autonomie oder Selbstverwaltung und Selbstregierung der Kirche dadurch gefährdet werde; im Grunde aber

lag ihnen die Kirche und ihre Autonomie nicht sehr am Herzen, da sich ja durch ihre Schuld bereits seit einer Reihe von Jahren die Autonomie in eine alles kirchliche Leben unterwühlende Anarchie, eine völlige Willkürherrschaft, verwandelt hatte; der eigentliche Beweggrund war vielmehr, daß sie gerade diese Art von Autonomie, dieses unbändige Wühlen und Treiben auf kirchlichem Gebiete, um keinen Preis aufgeben wollten. Wäre die neue Kirchenverfassung durchgedrungen, so hätten sie die zügellose Herrschaft über die Kirche verloren; denn durch das Patent wurde jede Willkür beseitigt, die Würde der Geistlichen wieder gewahrt und ihnen der gebührende Vorsitz in den kirchlichen Versammlungen (in den Gemeinde-, Senioral- und Distriktualconventen, wie auch in den Consistorien und Synoden) zurückgegeben. Der weltliche Einfluß ward in die gehörigen Schranken zurückgewiesen, indem jetzt die Kircheninspectoren lediglich den Mitvorsitz in den verschiedenen Conventen haben sollten. Durch diese feste Organisation der Kirche würde die Durchführung der Magyarisation unmöglich gemacht und durch die im Patent gezogene scharfe Grenzlinie zwischen den beiden protest. Volkskirchen Ungarns zugleich den Zay'schen wie Bobory'schen Unionsplänen ein Damm entgegengesetzt worden sein. — Nun begreift sich leicht die wilde Opposition der Magyarisanten gegen die Septembergesetze.

Die Organisirung der slovakischen Kirchengemeinden schritt rasch vorwärts, so daß sie bis zu dem von der Regierung bestimmten Termine, gegen Ende April 1860 fast insgesammt geordnet waren. Ebenso beeilten sich die Deutschen das Patent durchzuführen, ja selbst besonnene Gemeinden der ev.-luth. Magyaren waren gewillt ihnen nachzufolgen, so daß bereits 341 Kirchgemeinden mit 466,998 Seelen von den 552 Gemeinden und 830,000 Seelen, aus welchen

die ev.-luth. Volkskirche Ungarns besteht, die neue Verfassung angenommen hatten.

Gegen diese Erfolge unternahmen jetzt die Eiferer für den Magyarismus einen verzweiflungsvollen Kampf. Der alte Graf Zay ging noch einmal für seine verrotteten Ideen dem Patent gegenüber in's Feuer, indem er als neumodischer Prophet sein magyar. Glaubensbekenntniß folgendermaßen in öffentlichen Blättern ausposaunen ließ: „Der Magyar liebt seine Nationalität mehr als die Menschheit, mehr als die Freiheit, mehr als sich selbst, mehr als Gott und seine Seligkeit!" Und späterhin im März 1860: „Die Magyaren wollen uur als Magyaren auf Erden und im Himmel selig werden. So fühlt, so denkt, schreibt und spricht der Adel Ungarns." Sein Haß gegen die Slaven aber ist nicht geringer, als der gegen die Deutschen, den er auf dem letzten ungar. Landtage mit folgenden Worten ausgesprochen: „Ich will lieber als Magyar in die Hölle fahren, als mit einem Deutschen in den Himmel kommen!" — Und gegen solche gotteslästerliche Worte hat sich seitens der Magyaren keine einzige Stimme im christl. Sinne erhoben, obwohl sie in vielen besonders auswärtigen Blättern mit großem Abscheu besprochen wurden. In welchem Grade die Agitation gegen das Patent nicht sowohl mit kirchlichen, als vielmehr allein mit politischen Rücksichten zusammenhängt, sehen wir deutlich daraus, daß sich auch die aufrührerischen magyar. Katholiken daran betheiligt haben und noch betheiligen. Ein hinreichendes Zeichen, welches Geistes Kinder die sogenannten Autonomen Ungarns sind.

Diese fieberhaften Wühlereien haben das kaiserl. Handschreiben v. 15. Mai 1860 an den damaligen Statthalter Ungarns den General F.-Z.-M. v. Benedek veranlaßt, worin es heißt, daß Alles, was bereits nach

dem Patente organisirt sei, in keiner Weise beunruhigt werden dürfe, und daß die übrigen Gemeinden sich selbst nach ihrem Gutdünken verfassen möchten. Zugleich wurde darin angeordnet, daß die Generalsynode, welche die ganze Kirche endgültig zu organisiren habe, schleunigst vorbereitet werden solle.

Kaum war diese Verfügung im Lande bekannt geworden, als sich auch schon ein brausender Sturm der magyar. Eiferer gegen die nach den Septembergesetzen verfaßten Gemeinden erhob. Kein Mittel war zu niedrig, um in diesen Gemeinden Mißtrauen gegen ihre treuen Geistlichen — denn diese waren es besonders, die sich ernstlich für die Durchführung des Patentes bemühten — und gegen die k. k. Regierung zu säen. Vor Allem wurde dem armen Volke allerlei vorgeredet, um die Gemeinden desto leichter in den alten Stand der Unordnung vor 1848 zurückzuführen. So hieß es: „Eure Pfarrer wollen große Herren sein, sie haben Euren Glauben schon an die kath. Regierung verkauft; dieser Pfarrer hat 4, jener 6, der dritte 8 Tausend Gulden von Wien ausgezahlt bekommen. Es wird nicht lange dauern, so werden Beamte und Soldaten kommen, die Eure Kirchenkassen mit Beschlag belegen und Euch die Kirchenschlüssel wegnehmen werden". Andere Aufrührer und falsche Propheten sagten zu dem Volke: „Wenn Ihr das Patent annehmt, werden allerlei Uebel über Euch kommen: gewaltsame Aushebung zum Militär, schwerer Krieg um des Glaubens willen, große Steuern, theures Salz, und dazu noch werdet Ihr dreimal so viel Abgaben an Eure Pfarrer zahlen müssen als bisher. Und wenn Ihr Euch deß weigert, so bleiben Eure Kinder ungetauft, Eure Verstorbenen unbestattet und Eure Brautpaare ungetraut. Wenn Einer von Euch stirbt, so wird

der Pfarrer Euer Eigenthum bis in's Kleinſte aufſchreiben, und Eure Kinder werden von der Erbſchaft überaus große Abgaben zahlen müſſen. Die Gemeinden werden ihre Pfarrer und Lehrer nicht mehr wie bisher ſich ſelbſt wählen dürfen, ſondern diejenigen, die ihnen die kath. kaiſerliche Regierung ſchickt, und wären ſie auch noch ſo erbärmlich, annehmen müſſen. Eure alten guten Andachtsbücher werden nicht mehr gedruckt werden ꝛc. ꝛc.". Die Standhaften neckte man an öffentlichen Orten mit der katholiſchen Grußformel. Auch die Lehre vom allgemeinen Prieſterthum mußte herhalten, um die große Maſſe für die verkehrten proteſt. Freiheitsideen zu gewinnen, indem man ſagte: „Ihr, wir Alle ſind als Proteſtanten zugleich Prieſter, daher brauchen wir auch nicht die Kirche zu beſuchen. Die Pfarrer ſind blos unſere Diener, die wir und Ihr bezahlen, und wenn ſie nicht mit uns gehen (d. h. auf deutſch: revoltiren) wollen, wenn ſie für das Patent ſtimmen, ſo werden wir ſie fortjagen!" Wo nichts Anderes half, brauchte man Beſtechungen, bei Einigen die ausgeſuchteſte Liſt oder Gewalt, namentlich aber Arbeitsentziehung. Selbſt der Branntwein mußte ſeine Dienſte thun, um Glieder für die „autonome Kirche" zu werben. Der Rauſch dieſes betäubenden Getränks bewirkte, daß die verführten unglücklichen Bauern im gömörer Komitate mit Aexten bewaffnet, auf die Pfarrer losſtürmten, um ihren Glauben gegen das katholiſche Patent zu vertheidigen; ja in einer jener Gemeinden ſchrie der von Branntwein in die größte Wuth verſetzte Convent ſeinen Pfarrer in der Kirche alſo an: „Sie haben uns betrogen, Sie haben Schmach und Schande über uns gebracht, Sie ſind Ihres Amtes unwürdig, und wenn Sie noch ein Wort ſagen, ſo reißen wir Ihnen den Prieſterrock in Stücke!" Nachdem ſich der

beschimpfte und bedrohte Pfarrer geflüchtet hatte, zündeten sie ihm die Scheune an, wobei sich Stimmen erhoben: „Seht, das hat das Patent gethan, werfet auch den Pfarrer mit seinen Kindern in's Feuer hinein!" Sogar ein Distriktualconvent konnte mit einem jubelnden Hurrah, mit dem magyarischen „éljen!" die Nachricht begrüßen, daß man dem seiner ev.-luth. Kirche treu ergebenen Superintendenten Kuzmány eine Katzenmusik gebracht, an seine Wohnung einen Galgen gemalt und ihm die Fenster eingeworfen habe.

Auf diese Weise betrieben die Autonomen planmäßig den Umsturz der Kirche. Die Opposition gegen die k. k. Regierung nahm fortwährend zu, und die treuen Geistlichen, Lehrer und Kircheninspectoren waren ohne Schutz. Daher gewannen die Gegner einen solchen Sieg, daß bereits im October 1860 nur noch ein kleiner Rest von Gemeinden bei dem Patente standhaft verharrte. Natürlich war es den Magyarisanten nicht um die Kirche zu thun, sondern um die Politik, und ihre Agitation gegen das Patent war nur ein Mittel zum Zweck; wie denn auch das k. k. Diplom v. 20. Oct. 1860, wodurch die alte ungar. Constitution wiederhergestellt werden sollte, unleugbar eine Errungenschaft ihrer kirchlich-politischen Wühlereien war. Bezeichnend ist, was eine deutsche theol. Zeitschrift hierüber bemerkt: „Gut hatte man es verstanden mittelst des Patentes über Kirchenverfassung das Diplom über die Reichsverfassung zu erzwingen. Was diese Geister so mit Vorliebe geißeln, daß die Regierungen die Religion zu politischen Zwecken mißbrauchen, das muß gefeiert und heilig gesprochen werden, wenn sie es selber thun. Die Kirchenverfassung hat nun gute Ruhe, nachdem sie hinter der Politik her müde gehetzt ist, mag sie sich ein Polster in ir-

gend einer Rumpelkammer aussuchen. Der Magyar strebt höheren Zwecken nach im Bunde mit Garibaldi, Napoleon und Beelzebub".

So war nun der Zustand, wie er vor 1848 war, mit allen seinen Uebeln in der ev.-luth. Volkskirche Ungarns wieder hergestellt. Die sogenannten „Autonomen", die sich von nun an diesen eben so wenig passenden als berechtigten Namen beilegten, während sie die Uebrigen, die auf dem gesetzlichen Boden verblieben und sich nach dem Patente verfaßten, als „Patentisten" oder „Patentalisten" bezeichneten, — hatten nichts Eiligeres zu thun, als in den desorganisirten ev. Gemeinden die Wahl zu den verschiedenen Kirchenämtern so zu beeinflussen, daß alle kirchlichgesinnten Männer verdrängt und lauter Magyaronen eingesetzt wurden. So wurde der Pfarrer an der magyar. ev.-luth. Gemeinde zu Pesth, Dr. ph. Székács, für den Bergdistrikt zum Superintendenten ausersehen, für den Theißerdistrikt der wegen seiner Agitation gegen die k. k. Regierung in den ersten Patentkämpfen zu schwerem Kerker verurtheilte und unmittelbar vor seiner Wahl aus demselben entlassene Pfr. Máday, die Superintendenz diesseits der Donau riß der von Haynau 1850 abgesetzte Super. Stromßky an sich, und in dem vierten Superintendenzdistrikt, dem jenseits der Donau, trat der frühere Superintendent Haubner, welcher wegen seiner Betheiligung an der Revolution v. J. 1848—49 zwei Jahre im Gefängnisse gesessen hatte, sein Amt wieder an. Unter allen diesen 4 sogenannten autonomen Superintendenten war kein Einziger des Slavischen mächtig. Als sich nun gegen dies himmelschreiende Unrecht viele Stimmen erhoben, wurde die Stelle des Super. Stromßky, welche dieser freiwillig niederlegte, mit einem geborenen Slovaken aber um so

eifrigeren Magyaronen Gebuly, Pfarrer an der deutschen Gemeinde zu Preßburg, besetzt. Alle diese neuen Superintendenten haben sich eidlich verpflichtet, die von Zay vor 1848 eifrig angestrebte Union zwischen der ev.-luth. und reformirten Kirche Ungarns durchzusetzen und neue Agenden, Gesangbücher und Katechismen, Alles „im Geiste des Fortschrittes" einzuführen. Auch die bisher üblich ev.-luth. Eidesformel stießen sie um, indem sie beim Antritt ihres Amtes nicht mehr auf den dreieinigen lebendigen Gott schwuren, sondern ganz unbestimmt den Einen Gott nannten, und statt der Verpflichtung auf die symbolischen Bücher versprachen sie ganz allgemein, „das Wohl der evangelischen Kirche nach Kräften fördern zu wollen". Natürlich wurden die Gemeinden nicht gefragt, ob sie damit einverstanden wären, die Proteste der treuen Geistlichen aber blieben ohne Erfolg. Somit war der Plan zur Zay'schen Union wieder frischweg erneuert. Auf dem Generalconvent im Oct. 1860 wurde auch die Einrichtung der Lehranstalten nach dem Ministerialplan v. J. 1849 umgestoßen, um die Schulen desto leichter in den alleinigen Dienst des Magyarismus hineinzuziehen. Auch der Verkehr mit den deutschen Universitäten sollte jetzt aufhören. Das magyar. Kirchen- und Schulblatt hatte bereits 2 Jahre früher das Studium der ungar. Jünglinge in Deutschland für ein „erbetteltes Brod, an dem kein Segen hafte" erklärt. Eine echt magyarische Kost dagegen sollte ihnen die magyarische unirte theol. Lehranstalt zu Pesth bietene die schon lange von den magyar. Magnaten Bay und, Zay angestrebt, endlich im J. 1855 gestiftet, jetzt die nöthigen Werkzeuge für die „patriotische magyarische Kirche" heranzubilden bestimmt war. Dem Zwecke der neumodischen Union sollte auch die von den Autonomen unter Anführung

des Super. Szökács im J. 1860 gegründete „allgemeine Unterstützungsanstalt der evang. Kirche in Ungarn" dienen. Offenbar ist dies Unternehmen, welches von den eifrigsten Magyaronen und Unionsmännern ausgegangen ist, und sorgfältigst weltklug von ihnen betrieben wird, für die ev.-luth. Volkskirche Ungarns sehr gefahrdrohend, da dasselbe darauf berechnet ist, durch Unterstützung die armen Schulen und Gemeinden dem Magyarismus verbindlich zu machen.

Die Hauptaufgabe, das Ziel aller ihrer Bestrebungen sahen die Autonomen darin, diejenigen Führer der ev. Gemeinden, welche der Zay-Bobory'schen Union abhold waren, die treuen Pfarrer und Lehrer zu verjagen. Die von den politischen Unruhen begünstigte Agitation scheute keine Mittel. Der fünfte Superintendent der ev.-luth. Volkskirche Ungarns. Dr. th. Kuzmány, der den 25 beim Patent verbliebenen slov. Gemeinden der preßburger Superintendenz vorsteht, mußte sogar, da sein Leben bedroht war, das Land verlassen und sich an seinen früheren Wirkungsort Wien, wo er Professor an der k. k. ev. theol. Fakultät gewesen war, zurückbegeben. In Folge der magyaronischen Verfolgungswuth waren ebenfalls mehrere der treuen Geistlichen zur Niederlegung ihres Amtes und zur Flucht aus dem Lande genöthigt. Auch die Herausgabe der Ev. Kirchenzeitung, des einzigen kirchl. Organs für die ev. Slovaken, wußte man zu hintertreiben und den Herausgeber derselben, den Pfarrer v. Podhradsky durch allerlei Ränke aus seiner Gemeinde zu Pesth zu verdrängen. Dagegen gründete der Super. Geduly, um auch das slov. Volk in die Netze der patriotischen magyarischen Kirche zu verstricken, ein neues Blatt „Evanjelik" (der evangelische Bekenner) mit dem etwas anrüchigen und oft für Unionszwecke ausgebeuteten Motto: „Einer ist euer Meister,

Christus; ihr aber seid alle Brüder" (Matth. 23, 8). Für dieses Blatt war das nöthige Geld schon ein Jahr vorher unter den Magyaronen zusammengebracht, es fand sich aber bis Mai 1861 unter den slov. Literaten Keiner, der so gewissenlos gewesen wäre, die Herausgabe einer Zeitschrift zu übernehmen, welche das slov. Volk allmälig vergiften und um seinen Glauben bringen sollte.

Nach diesen Errungenschaften waren die Autonomen schon so kühn geworden, daß sie auf dem letzten Generalconvente zu Pesth (2.—4. Sept. 1862) frank und frei beschlossen, alle treuen Pfarrer unter den ev. Slovaken, welche mit dem magyar. Strome zu schwimmen sich weigerten, ohne Weiteres des Amtes zu entsetzen. Besonders kam es ihnen auf den Sturz der Häupter an. Der Pfarrer M. M. Hodža in Werbitz-St. Nicolau im liptauer Kom., der gegen das Treiben der Magyaronen und namentlich gegen die neue Eidesformel der autonomen Superintendenten in Wort und Schrift energisch auftrat, wurde, ohne daß man seine Vertheidigung gehört hätte, gleich auf dem Generalconvente abgesetzt. Anfang Nov. 1862 versuchte man auch einen verzweifelten Angriff auf Dr. Hurban und seine Gemeinde Hluboka im neitrauer Komitate. Nachdem schon einige Tage vorher in dem unevangelischen „Evanjelik" der Tag der Geburt und des Amtsantritts Hurban's auf eine entsetzliche Weise verflucht, und noch dazu diese schrecklichen Worte seinen Gemeindegliedern in den Mund gelegt waren, wagte eine Schaar von Autonomen, die sich Deputation nannte, den 9. Nov. als den 21. Trinitatissonntag auf 5 Wagen in seine Gemeinde einzudringen, um dieselbe während des Gottesdienstes zu überfallen und zur Capitulation zu bringen. Allein die Gemeinde war gut gerüstet, so daß die Herren es für gera-

thener hielten, nach einem halbstündigen Aufenthalte das Dorf unverrichteter Sache zu verlassen. Solche heillose Uebergriffe geschahen so lange, bis endlich die k. k. Regierung einschritt, indem sie Anfang Dezember vorigen Jahres auf's Strengste verbot, die nach dem Patente organisirten Gemeinden irgendwie zu beunruhigen. Dem zufolge konnte auch der Super. Dr. Kuzmany im April dieses Jahres wieder in seinen Distrikt zurückkehren und in Thurotz-St. Martin seinen Sitz aufschlagen.

Ohne Zweifel war die ev. Kirche Ungarns noch nie in so großer Gefahr, wie jetzt. Sie reibt sich durch die Schuld ihrer falschen Lehrer und Führer selbst auf und steht am Abgrund des Verderbens. Namentlich die halbe Million ev. Slovaken befindet sich in überaus trostloser Lage. Die wenigen treuen Geistlichen, Lehrer und Inspectoren, Adelige und Bürger werden von den magyar. Unionsmännern auf alle mögliche Weise verfolgt, die Kirchen ohne Scheu entweiht, ja sogar das Theuerste, das heil. Abendmahl, entheiligt. Die bedrängte Lage der treuen ev. Pfarrer unter den Slovaken lehrt uns folgender öffentlich kundgethaner Schmerzensruf eines Geistlichen aus dem gömörer Seniorate kennen: „Ach! wahrlich! viele von uns, hätten sie nicht eine zahlreiche Familie, möchten lieber als Missionare unter die Wilden nach Afrika gehen, als in solch einer harten Lage auch fernerhin zu verbleiben, ja lieber möchten sie unter die Kalmuken und Baschkiren gehen, als in der Mitte der Herren bei den sogenannten autonomen Conventen sich sehen lassen!" — Die Barbarei hat es schon so weit gebracht, daß am 15. Mai d. J. von 2 autonomen adeligen Herren ein meuchelmörderischer Anfall auf den Pfarrer M. M. Hodža und den Schuldirektor J. Dr. Makovicky von Werbitz St.-Nicolau auf öffentlicher Straße geschah,

und das allein wegen ihrer bekannten kirchlichen Entschiedenheit und ihrer Treue gegen König und Volk.

Wir können das ganze Elend, das auf der ev.-luth. Volkskirche Ungarns lastet, nicht besser schildern, als wenn wir die Worte eines Kircheninspectors Ludwig v. Thurzo anführen, die uns zugleich von dem Glaubensmuth der wenigen ihrer Kirche und ihrem Volke treu gebliebenen Adeligen ein Beispiel geben. „Es erbebt, — sagte er in einer Conventsrede — jede christliche Seele vor den Scenen, die wir erleben müssen, und kein Wunder, wenn man in die Worte ausbricht: Wir gehen zu Grunde! Aber nein, hochehrwürdiger Convent, keineswegs! Ich wenigstens glaube fest, und das glauben wir wohl Alle, daß der HErr auch in dieser übermäßigen Zerrüttung Seine Kirche nicht verlassen werde. Wenn dies aber wahr ist, sollen wir denn etwa in aller Sorglosigkeit das Wohl unserer Kirche dem lieben Gott empfehlend, allen Kampf fahren lassen, um nur den Verfolgungen, denen ja Jeder von uns wegen seiner evangelischen Ueberzeugung ausgesetzt ist, zu entgehen? Nein, solch eine Gesinnung kann der heilige Geist in uns nicht wirken. Allerdings ist der dreieinige lebendige Gott an unsere schwache Hülfe bei der Ausführung Seines allerheiligsten Willens nicht gebunden. Er kann ja mit einem Worte, mit einem Winke alle Uebelthäter vernichten. Aber Er fordert von uns, daß wir Zeugniß ablegen. Und da frage ich in aller Demuth und christlicher Ergebenheit, ob sich nicht auch darin, daß wir zu diesem Kampfe berufen sind, die göttliche Gnade an uns offenbare? Wenn du aber mitten in dem Kampfe siehst, wie die Wahrheit, für die du schon so viel gelitten hast, immer mehr verdrängt wird, wenn auch der letzte Strahl deiner Hoffnung verschwinden will und deine gelähmten Geisteskräfte

in tiefster Wehmuth zusammensinken: wer gibt dir da Trost für dein Herz? Niemand außer Gott, nichts Anderes, als der lebendige Glaube an Jesum Christum den Gekreuzigten. Auf diesen Glauben richte das Schifflein deines Lebens hin, denn nur so wirst du dich über die Eitelkeit dieser Welt erheben können, nur so in das Wesen der Kindschaft Gottes verklärt werden. Zu diesem Glauben steuere durch die stürmischen Wogen dieser Welt, denn durch diesen Glauben wirst du, wenn auch unterliegend, doch siegen, und dieses Glaubens auch im Tode leben. Das ist meine Bitte: Gott selbst möge unsere Herzen und unseren Verstand so lenken und regieren, daß Alles, was wir unternehmen, sei es, daß wir besiegt werden oder siegen, nur zu Seinem Lobe und zu Seiner Ehre dienen möge!"

Schulwesen.

Wie die evangelische Kirche Ungarns überhaupt, so sind namentlich die so vielfach mißhandelten Slovaken für ihre Mutterkirche in Deutschland wie für das weitere ev. Ausland in der That ein Missionsgebiet geworden. Unter dem Volke ist zwar, Gott sei Dank, noch viel kirchliches Leben zu finden, aber bei den sogenannten Gebildeten sieht es sehr traurig aus. Fanden sich doch Adelige, die sich nicht scheuten, die Lästerung auszusprechen, daß ihnen Mahomed und Garibaldi viel höher stehen, denn Christus unser Heiland; auch unter den Inspectoren solche, die auf einem öffentlichen Convente, als Dr. Hurban sich über die allgemeine Leugnung der heil. Dreieinigkeit beklagte, schreiend und lachend erklärten: „Freilich, wir glauben nicht daran und wollen auch nicht daran glauben!" Was Wun-

der denn, wenn nun die schrecklichste Unsittlichkeit und das auch im Auslande aus den öffentlichen Blättern hinreichend bekannte Räuberwesen im Lande täglich weiter um sich greift! Gewiß wären diejenigen unter den Professoren, Pfarrern, Lehrern und Adeligen leicht zu zählen, die der ev.-luth. Kirche von ganzem Herzen zugethan sind. Neue Kräfte heranzubilden, thut daher vor Allem noth. Aber **wie** und **wo**? In Ungarn? Da haben nur die deutschen Glaubensbrüder noch 2 Lehranstalten, nämlich das Gymnasium mit einem Schullehrerseminar in Oberschützen, welches besonders dem Gustav-Adolf-Verein seine Erhaltung verdankt, und das Staatsgymnasium in Leutschau. Alle übrigen höheren Schulen, 12 Gymnasien, 2 Schullehrerseminare, 3 theol. Lehranstalten, insgesammt Eigenthum der ev.-luth. Kirche, dienen seit nun 20 Jahren mit der fast unmerklichen Ausnahme, die einzelne Professoren machen, dem rohesten magyar. Nationalitätsschwindel. Hier werden auch die slov. Pfarrer und Lehrer ausgebildet, die, wenn sie heimkehren, falls sie nicht irgend eine besondere Gelegenheit zur Ausbildung bekommen haben, ihrem Volke und ihrer Kirche so entfremdet sind, daß sie ihre Muttersprache nicht mehr richtig zu sprechen und kaum einen kleinen Satz in derselben fehlerfrei zu schreiben vermögen, und dazu noch den Glauben des Volkes verspotten. Diejenigen slov. Schüler und Studirenden aber, die auch auf diesen magyarisirten Lehranstalten dem kirchl. Glauben und ihrem Volke treu verbleiben wollen, müssen das bei Lehrern sowohl als Mitschülern gegenüber theuer erkaufen. Sie werden auf die ausgesuchteste Weise von beiden Seiten verfolgt und gequält. Es geht so weit, daß man auf ihre Plätze in den Schulzimmern Galgen malt, an denen die treuesten Vorkämpfer des slov. Volkes schon hängen, während die Schüler selbst eben

hinaufgezogen werden, um ihnen, falls sie bei dem Widerstande gegen die Magyarisation verharren, anschaulichst ihr künftiges Geschick kund zu thun. Neckereien und Schlägereien sind durchaus nichts Seltenes. Und die Professoren und Direktoren? Diese lassen nicht minder ihre Wuth gegen Alles, was slavisch ist, auf die verschiedenste Weise los. So verschwand die slov. Bibliothek am käsmarker Lyceum gänzlich. Sie soll 1848 als Maculatur an Handelsleute verkauft worden sein. Die an dem ev. Collegium zu Eperies mußte nach der Revolution 1851 in den Holzstall des Gymnasialdirektors wandern, von wo Jedermann nach Belieben Bücher, so viel er wollte, mitnehmen durfte, ohne Rechenschaft davon zu geben. Selbst die begabtesten und fleißigsten Schüler und Studenten werden von ihren magyaronischen „freisinnigen" Professoren auf eine nichts weniger als gerechte und edle Weise der wohlverdienten Stipendien und sonstiger Wohlthaten beraubt, während anerkennende Zeugnisse ihnen vorenthalten werden. Namentlich in Preßburg wird dies Verfahren auf die Spitze getrieben. Hier haben die fanatischen Magyaronen Anfang dieses Jahres schon das Aeußerste gewagt. Auf Anstiften eines der dortigen Professoren nämlich wurden die slov. Schüler und Studirenden der Theologie von ihren magyarischen und magyaronischen Mitschülern sogar mit Aexten („fokos"-en, einer Hauptzierde der neumodischen Patrioten) überfallen, so daß die Mißhandelten mitten im Unterrichtscursus die Anstalt verlassen mußten, um der Barbarei zu entgehen. Dies kann uns kaum wundern, da ja in Preßburg solche Professoren lehren, wie der am meisten verherrlichte Theologe Ungarns, Prof. Bolemann, der einmal, als er von der Uebereinstimmung der heil. Schrift mit der Vernunft gesprochen, zum Schluß folgende Worte an seine Zuhörer

gerichtet hat: „Wenn sich die Schrift in Deinen Kopf nicht fügen will, so spucke sie aus!“ Und solche Lehranstalten wußten sich von dem Gustav-Adolf-Verein Tausende von Thalern zu erschleichen, und die Liebesgaben, die nach dem Willen der deutschen Glaubensbrüder zur Hebung des Schulwesens nach Ungarn geschickt wurden, mußten zur Magyarisirung und Entchristlichung gerade der deutschen und slovakischen Jugend gemißbraucht werden. Im Allgemeinen gilt von den ungar. Schulen, daß sie seit 20 Jahren, seit der Zeit, wo sie dem Magyarismus huldigen, mehr niedergerissen als aufgebaut haben. Die der magyar. Aufklärung ergebenen Professoren behaupten ja: noch heut zu Tage an dem Glauben der Kirche fest zu halten, wäre soviel als nichts wissen. Und die halbe Million evang. Slovaken muß kraftlos zusehen, wie die neumydischen Autonomen mit den bedeutenden von den frommen Vorfahren an verschiedenen Orten gemachten Stiftungen wirthschaften.

Nein, von solchen Lehranstalten können sich die evang. Slovaken für die Kirche ihrer Väter nichts versprechen. Nur Zweierlei kann ihnen helfen: Die möglichst enge Verbindung mit dem ev. Deutschland und die Errichtung eigener Vorbildungsanstalten.

Ueber das Erstere hat sich schon vor den Patentstürmen, im J. 1858 der theure Mann Dr. Hurban öffentlich unter Anderem also ausgesprochen: „Wir haben von Deutschlands Universitäten für unsere evang. Kirche soviel als Alles zu erwarten. Jene Zeit, wo in Ungarn „die ausländischen Universitäten überflüssig gemacht werden“ (nämlich durch die neugegründete magyarisch-unirte theol. Fakultät zu Pesth) wird sich durch andere Zeugnisse ankündigen als durch Programme, und alle Programme, welche ähnliche fromme Wünsche eines träumerischen Patriotismus

als den Zweck unserer kirchlichen Bestrebungen hochverehrt auf ihr Fähnlein schreiben, sind ein Beweis, wie leicht es ist zu declamiren und wie schwer zu begreifen, was Deutschland noch immer für unsere Kirche sei! Fundationen und abermals Fundationen, damit jeder Theologe nach Deutschland gehen kann, dies thut noth; ja es möchte nicht schaden, wenn unsere höheren Stände ihre Söhne dahin sendeten. Wir sind versichert, daß so ein gründlich gelehrter ev. Grundherr, Graf, Baron, Advokat, Richter 2c. seiner Kirche unendlich mehr leisten wird, als wenn man so ganz gleichgültig die deutschen Universitäten entbehren zu können vermeint. Man muß erst das Höhere der Geschichte verdauen, wenn man selbst eine Geschichte machen will."

Was schon damals, vor 5 Jahren, ein so dringendes Bedürfniß war, ist dies jetzt bei der traurigen Zerrüttung und Zerklüftung der ev. Kirche Ungarns in noch viel höherem Grade geworden. Leider sind damit bei der empfindlichen Armuth der Slovaken große Schwierigkeiten verbunden. Um so größere Freude hat es bei den treuen slov. Führern wie bei dem Volke erregt, daß sich eben seit den unseligen Patentwirren bereits mehrere Universitäten Deutschlands der daselbst studirenden Slovaken freundlich annehmen, so wie daß sich auch in den weiteren Kreisen Deutschlands die lebhaftesten Sympathien für das so lange verkannte und geschmähte slovakische Volk kundgeben. Aber eben dies ist den autonomen Magyaren und Magyaronen ein Dorn im Auge. Daher haben sie auch versucht durch verschiedene anonyme Zusendungen von Schmäh- und Lügenschriften, besonders seit dem vorigen Herbste, wie auch durch öffentliche Zeitungsartikel, die Slovaken bei ihren deutschen Freunden anzuschwärzen versucht, um auch da den Fortgang der guten Sache zu hemmen. Die unsinnigsten Erdichtungen und Ver-

kehrtheiten bilden den Inhalt dieſer Verleumdungsſchriften. So z. B. der Vorwurf, daß die nach dem Patent geordneten Gemeinden Separatiſten ſeien. Allerdings möchten die „Autonomen“ gerne die „Patentgemeinden“ zur Separation zwingen, um dann den weit größeren Theil der verführten ſlov. Gemeinden deſto ſchneller mit dem Zay-Bobory'ſchen Magyarismus zu verſchmelzen. Aber die ſogeſcholtenen Patentaliſten laſſen ſich nicht aus der Kirche verdrängen, ſondern auf den geſetzlichen Boden fußend, halten ſie es für ihre Aufgabe, nicht nur alle ev. Slovaken zu retten, ſondern auch das hiſtoriſche Recht der geſammten ev.-luth. Volkskirche Ungarns vor der Vernichtung durch den überfluthenden politiſch-nationalen Fanatismus des Magyarenthums zu wahren. Ohne Ordnung kann aber die Kirche nicht beſtehen; und die hiſtoriſch-geſetzliche Bürgſchaft für die Ordnung und wahre Autonomie der ev.-luth. Volkskirche Ungarns gewährt vorderhand einzig und allein das Patent. Wenn ſich die jetzigen politiſchen Wirren legen, ſo wird ſich gewiß auch das Urtheil der Verführten und Verblendeten ändern. Erſt dann wird auch die jetzige ſcheinbare Spaltung in Autonome und Patentiſten aufhören und eine den Bedürfniſſen der ev.-luth. Volkskirche Ungarns entſprechende einheitliche Verfaſſung zu Stande kommen. — Eine Hauptrolle aber bei dieſen Anſchwärzungen ſpielt der Popanz des Panſlavismus. Man ſchämte ſich nicht mit dieſem Schreckvogel und anderen ungereimten Verdächtigungen ſogar bis in die maßgebenden Regierungskreiſe zu dringen. Ja der autonome Super. Geduly ging ſo weit, daß er in ſeiner öffentlichen Rede auf dem vorjährigen Generalconvente das k. k. Patent für einen Ausfluß des Panſlavismus erklärte. Darnach wären alſo auch die treuen evang. Deutſchen in Ungarn, die mit den Slovaken zuſammen

für die Befreiung der Kirche von dem magyarischen Joche kämpfen, Panslaviſten! Allerdings! Denn „Panslaviſt und der ſeinem Gotte, ſeiner Kirche, ſeinem Kaiſer und ſeinem Volke treuergebene Geiſtliche iſt heut zu Tage in den Kreiſen der autonomen Herren eins und daſſelbe.“ So ſprach ſich der Patentmärtyrer Pfarrer Joh. Szeherinyi ſchon im J. 1860 öffentlich aus, und noch bis heute ſind ihm die Gegner die Widerlegung ſchuldig geblieben.

Vor der ernſten kirchlichen Theologie, wie ſie in Deutſchland durch Gottes Gnade wieder zu ihrem Rechte gekommen iſt, und vor der wiſſenſchaftlichen Schärfe der in Deutſchland ausgebildeten jungen Männer haben dieſe autonomen Superintendenten große Furcht. Daher unterſtützen ſie nicht nur die Slovaken bei ihrem Studium auf den deutſchen Univerſitäten nicht, ſondern ſuchen daſſelbe vielmehr auf alle mögliche Weiſe zu hintertreiben. So hat man z. B. in öffentlichen magyar. Blättern damit gedroht, diejenigen Candidaten, die ſich um eins der 10 für den Beſuch der deutſchen Univerſitäten beſtimmten k. k. Staatsſtipendien bewerben würden, aus der Candidatenliſte zu ſtreichen. Wie es aber um das Gewiſſen der autonomen Superintendenten ſteht, beweiſen die ſogenannten Reverſales, Schriftſtücke, wodurch ſich die Candidaten bei der Ordination ſtatt auf die ſymboliſchen Bücher auf die Vorſchriften der „vaterländiſchen Kirche“ verpflichten, ſowie darauf, daß ſie nie gegen die autonomen (d. h. magyariſch-unioniſtiſchen) Beſtrebungen ihrer Superintendenten auftreten wollen.

Um ſich dieſer Vergewaltigungen zu erwehren, iſt, wie leicht einzuſehen, ein wahrhaft chriſtlicher, feſter und entſchiedener Charakter erforderlich. Daß aber ſolche Charaktere an den von dem Magyarismus überflutheten Lehranſtalten nicht herangebildet werden, brauchen wir hier wohl nicht

näher darzulegen. Da nun unter diesen Verhältnissen die 12 Gymnasien, 3 theolvgische Lehranstalten und 2 Schullehrerseminare, die der ev.-luth. Kirche Ungarns angehören, — für die evang. Slovaken so gut wie nicht existiren, und doch ohne Erziehung in der Volkssprache anerkanntermaßen wohlgerathene Geistliche und Lehrer für die slov. Gemeinden gar nicht herangebildet werden können: so thut's vor Allem noth, slovakische Schulen zu gründen. Und dies ist das zweite dringende Bedürfniß der Gegenwart. Freilich geben die ev. Slovaken ihren Rechtsanspruch auf den ihnen zukommenden Theil der bestehenden Schulen in Ungarn nicht auf. Da es aber unter den obwaltenden Wirren vorderhand nicht möglich ist diese Angelegenheit in's Klare zu bringen, und die schreiende Noth doch schleunigste Abhülfe fordert: so ist schon in diesem Jahre mit der Gründung eines slov. Untergymnasiums in Rewuca im gömörer Komitate der Anfang gemacht. Ferner soll nun auf Beschluß des slov. Distrikts des Super. Dr. Kuzmány baldigst die Einrichtung eines Gymnasiums mit einem Schullehrerseminar in dem Marktflecken Alt-Tura im neitrauer Kom. an der mährischen Grenze, und eines Gymnasiums mit einer theol. Lehranstalt in Thurotz-St. Martin, im Herzen der Slovakei, erfolgen. Leider wird die Ausführung dieses Planes nicht nur durch die große Armuth des Volkes, sondern auch durch die jetzige schreckliche Zerfahrenheit der kirchlichen Verhältnisse nur zu sehr gehindert. Aber es tröstet die treuen slov. Anführer die Hoffnung, daß der gnädige Gott unter den ausländischen ev. Glaubensbrüdern, die Er mit zeitlichen Gütern mehr gesegnet hat, viele Herzen erschließen werde, die fürbittend und mittheilend, mit Rath und That dieses wichtige Werk fördern werden.

Daß es sich auch reichlich lohnen würde, sich der in

ihrer Heimath verrathenen und verfolgten ev. Slovaken ernstlich anzunehmen, dafür bürgt uns einerseits das schwere Kreuz, welches, wie wir in diesem Büchlein gesehen, das slov. Volk viele Jahrhunderte hindurch mit christlicher Standhaftigkeit und Geduld getragen, andererseits das ganze Volksleben, wie es sich von den Vätern her bis auf die Gegenwart herab erhalten hat. Dies Letztere wollen wir zum Schluß noch in aller Kürze betrachten.

Volksleben und Volkssitte in Haus und Kirche.

Der Grundcharakter des slov. Volkes ist tiefe gemüthvolle Frömmigkeit, ernste ungeheuchelte Treue, ausdauernder unermüdlicher Fleiß, große Sinnigkeit und Kunstfertigkeit, bewunderungswürdige Geduld im Leiden, unerschütterliche Standhaftigkeit und Tapferkeit, — Alles getragen von einem lauteren fröhlichen Wesen.

Im äußeren Leben charakterisirt die Slovaken große Einfachheit in Kleidung, Lebensweise und häuslicher Einrichtung. Von der modernen Civilisation wissen sie noch wenig, sie folgen vielmehr treu der von ihren Vätern überkommenen guten Sitte. Am augenscheinlichsten zeigt sich dies an der bunten malerischen Tracht; jedes Komitat, ja fast jeder kleine Ort hat eine besondere Lieblingsfarbe und einen eigenthümlichen Schnitt, die mit großer Pietät beibehalten werden.

Ihren Lebensunterhalt erwerben sie sich hauptsächlich durch Ackerbau und Viehzucht; an vielen Orten wird auch Bienenzucht betrieben. Kleidung, Haus- und Ackergeräthe besorgen sie sich selbst. Im Winter helfen sogar die Männer ihren Frauen, den fleißigen Bäuerinnen, beim Spinnen

und Weben. Daß es dem slov. Volke auch nicht an geschickten Handwerkern und talentvollen Künstlern fehle, brauchen wir wohl nicht zu erwähnen.

Besonders in's Herz gepflanzt ist dem Slovaken die Anhänglichkeit an seine Heimath, so daß er nicht gerne in die Fremde geht. Um so auffallender muß es daher erscheinen, daß die slov. Drahtbinder, in Deutschland gewöhnlich „Mäusefallenhändler" auch „Häkelkrämer" genannt, nicht nur alle deutschen Länder, sondern auch fast ganz Europa durchwandern. Aber diese armen Leute kommen nur aus einigen wenigen Dörfern im trentschiner Komitate und sind keineswegs die einzigen Vertreter des slovakischen Volkes, wofür man sie bis vor Kurzem in Deutschland fast allgemein zu halten pflegte, so daß Drahtbinder und Slovak dasselbe bedeutete. Nur die dringendste Noth und die gänzliche Unfruchtbarkeit ihres Bodens zwingt diese dem ungebildetsten Theile des Volkes angehörenden, ausschließlich katholischen Leute, in der Fremde ihr Glück zu versuchen. Doch selbst diese bleiben nicht lange aus, alljährlich kommen sie mit dem mühsam ersparten Gelde zu ihren Familien nach Hause zurück. Außerdem gibt es noch im zipser Komitate an der galizischen Grenze ein paar kleinrussische, also griechisch-katholische Drahtbinderdörfer, deren junge Männer indeß nur die Slovakei durchziehen.

Was das Volksleben im Allgemeinen anlangt, so halten die Slovaken mit der größten Beharrlichkeit an den alten guten Sitten und Ueberlieferungen fest. Ein stämmiges und kräftiges Naturvolk, betrachten sie ihre Sprache und Nationalität als ein ihnen von Gott anvertrautes Gut, das im Lichte des Wortes Gottes treu zu wahren und im Dienste des Himmelreiches zu pflegen sie für ihre christliche Pflicht halten. Daß sie die hoffärtigen Fußtritte ihrer

magyarischen Bedrücker so gelassen hinnehmen, setzt Alle in Verwunderung, die irgend das Gebahren des Magyarenthums näher kennen gelernt haben. Doch darf man diese Geduld dem Volke nicht als Schwäche anrechnen. Es ist freilich noch zu wenig entwickelt, um mit seiner sittlichen Kraft den magyar. Schwindel aus dem Felde zu schlagen; wohl fühlt es diese harten Schläge seiner Feinde, ohne sich jedoch dadurch zur Rache verleiten zu lassen. Vielmehr empfiehlt es, sich demüthig unter Gottes Führungen beugend, alle seine Noth dem treuen himmlischen Vater, Der ja am allerbesten weiß, was jedem Volke zum Heile dient, und hofft zuversichtlich, daß Er seiner Zeit Mittel und Wege finden werde, das schwere Kreuz den Seinigen abzunehmen, und nachdem sie sich in den auferlegten Leiden bewährt, es ihnen herrlich lohnen werde. Dieser Zug zeigt sich auch in den zahlreichen slov. Volksliedern, in deren ergreifenden und wehmüthigen Klängen sich die durch so viele Trübsale auf die Probe gestellte Geduld des Volkes einen beredten Ausdruck gibt.

Im Liede lebt überhaupt die ganze Geschichte des Volkes fort und der Gesang ist mit den Slovaken so innig verwachsen, daß bei jeder Gelegenheit, wo nur ein paar von ihnen zusammentreffen, Singen ihre hauptsächliche Unterhaltung bildet. Das Volkslied würzt die Mühen der fleißigen slov. Feldarbeiter und Handwerker. Es ertönt aus der Werkstätte, wie aus einsamem Feld und Wald, aus Berg und Thal, und der durch die schönen Karpathengauen wandernde Fremdling wird angenehm überrascht und erquickt. Das liebliche Volkslied trägt viel dazu bei, dem Slovaken seine naturwüchsige Frische und Kraft zu erhalten. Aber auch der Familie gibt es ihre traute Gestalt und festes Gepräge.

Die Hauptkraft des slovakischen Volkes liegt eben im Familienleben, wo große Innigkeit und Pietät herrscht. Das Haus hat aus der Zeit der Väter her einen echt patriarchalischen Character bewahrt. Die ganze Familie, selbst die verheiratheten Söhne und Brüder, ordnen sich dem Familienhaupte, dem Vater oder nach dessen Tode dem ältesten Bruder, ohne Neid und Eigennutz unter. Alle fühlen sich eins im Streben für das Wohl des Hauses, welches der in großem Ansehen stehende Hausvater im Verein mit seiner umsichtigen Gattin regiert. Ein väterliches Regiment, da von Druck keine Rede ist, da alle wichtigen Angelegenheiten gemeinschaftlich berathen werden. Aus einer gemeinsamen Kasse werden alle Bedürfnisse bestritten und ein gemeinsamer Tisch versammelt alle erwachsenen Familienglieder sammt dem Gesinde um eine große Schüssel, während die Kinder an einem Nebentisch speisen. Da der Hausstand so vom christlichen Geiste durchdrungen ist, ruht auch auf ihm laut der Verheißung des 4-ten Gebots ein besonderer Segen. Obwohl die Slovaken den unfruchtbarsten Theil Ungarns, die rauhen aber herrlichen nnd gesunden Gegenden des Karpathengebirges bewohnen, wird ihnen doch die tägliche beschwerliche Arbeit zur Lust, Jeder trägt des Anderen Last, theilt aber auch mit ihm alle Freude. Daher sind auch ihre Familienfeste überaus lieblich und gemüthlich. Selbst die gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Häuser desselben Ortes gewinnen durch dies patriarchalische Wesen ein eigenthümliches familienartiges Gepräge. Baut z. B. Einer der Bauern ein neues Haus oder eine Scheune, so helfen ihm nicht nur die Verwandten, sondern auch die übrigen Gemeindeglieder unentgeltlich, und er hat nur den Baumeister zu bezahlen. Oder ist ein Bauer mit seinem Vieh oder sonstigen Eigenthum zu Schaden gekommen, so suchen alle Ortseinwohner,

Jeder nach seinen Kräften das Unglück wieder gut zu machen. Ein einheitlicher Geist beseelt sie Alle, und man kann in gewissem Sinne sagen, daß solch ein Dorf eine große Familie bildet, und daß der von allen hochgeachtete Geistliche darin die Stelle eines Familienhauptes vertritt. Er wird daher noch heut zu Tage an vielen Orten von seinen Gemeindegliedern nicht „Herr Pfarrer," sondern „Herr Vater" oder „Liebes Väterchen" angeredet.

Unleugbar ist ein solches christliches Hauswesen die sicherste Stütze für Staat und Kirche, ja daß die Kirche unter dem slov. Volke noch eine so große Macht besitzt, verdankt sie eben diesem christlich-patriarchalischen Familienleben. Das Haus ist was es sein soll, die Vorschule für die Kirche. Die frommen Mütter ertheilen ihren Kindern den ersten Unterricht in christlicher Erkenntniß und lehren sie frühzeitig beten. Lieblich ist es einer solchen slovakischen Mutter zuzusehen, wie sie am Spinnrade der sie umstehenden oder auf Schemeln sitzenden Kinderschaar die biblische Geschichte, namentlich die von Christo Jesulein, dem Weltheilande, erzählt und ihnen Lieder durch Vorsingen und Vorsprechen einprägt. Eine heilige Stille herrscht unter den Kleinen und selige Freude verklärt ihre Züge. Man spürt in solchen Kreisen etwas von dem Wehen des heil. Geistes und lernt verstehen, was der HErr sagt: „Wer das Reich Gottes nicht empfähet als ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen" (Marc. 10, 15). Morgens und Abends versammelt sich die Familie zur gemeinsamen Andacht. Es wird gesungen und vom Hausvater oder von der Hausmutter ein Gebet gesprochen. Während des Gebetes, an das sich in der Regel auch das apostolische Glaubensbekenntniß und die 10 Gebote anschließen, knieen Alle nieder. Feierlicher ist die Hausandacht an Sonn- und Festtagen. Schon am

Sonnabend werden die Vorbereitungen zur würdigen Feier getroffen, Zimmer und Vorhof werden sauber gereinigt und nach dem Abendbrode der Tisch mit schneeweißer Decke geziert und Andachtsbücher darauf gelegt. Am Sonnabend hört die alltägliche Arbeit bedeutend früher auf und der Abend wird schon in sonntäglicher Ruhe verbracht. Am Sonn- und Festtagsmorgen nach Absingen mehrerer Lieder liest der Hausvater einen Abschnitt aus der heil. Schrift und der Postille vor, in der Regel die sonntäglichen Evangelien und Episteln mit einer Erklärung. An das Vorgelesene knüpft sich hie und da auch eine Besprechung an, zur besseren Vorbereitung auf die Predigt in der Kirche.

Dann ruft 2—3-maliges Glockengeläute die Gemeinde zur Kirche. Die Kirche wird durchgängig sehr fleißig besucht. Am Pfingstfeste wird sie mit Maien an vielen Orten geschmückt. Schön ist die Liturgie in dem slov. Gottesdienste. Geistliche und Gemeinde stehen da in sehr lebendiger Wechselwirkung. Der Geistliche stimmt knieend vor dem Altare die Antiphonie an und die Gemeinde antwortet stehend. Vor der Predigt werden gewöhnlich 3 Lieder gesungen, unterbrochen von liturgischen Akten. Besonders erhebend ist es, wenn nach dem zweiten Liede der Geistliche die Epistel ankündigt und sich nun die ganze Gemeinde zum Anhören derselben erhebt und in herrlicher Weise singt: „Sláva Tobe Hospodine!“ d. h. Ruhm sei Dir o Jehova! Die größte Ordnung und Stille herrscht während des ganzen Gottesdienstes. Männer, Frauen, Jünglinge, Jungfrauen und Schuljugend, — Alle haben ihre besonderen Plätze. Die Mädchen sitzen oder stehen um den Altar herum oder knieen dort auch an vielen Orten während der ganzen Liturgie. Als Zeichen ihrer Jungfräulichkeit tragen sie die kleidsame „Parta,“ einen kranzförmigen geschmackvollen Kopf-

putz, der vorne mit Perlen, hinten mit langen buntfarbigen seidenen Bändern besetzt ist. Der Nachmittag versammelt die Gemeinde wieder in der Kirche. Während der Trinitatiszeit findet Christenlehre oder Katechisation Statt, an der die gesammte unverheirathete Jugend Antheil nimmt. — Der Sonntag wird überhaupt sehr streng gefeiert, so daß unter den Slovaken Feldarbeit an dem heiligen Tage etwas ganz Unerhörtes und Undenkbares wäre.

Außerdem wird jeden Morgen, im Sommer um 7 und im Winter um 8 Uhr in der Kirche ein Wochengottesdienst gehalten, bestehend aus Gesang (2—3 Lieder) Gebet und an vielen Orten auch aus Schriftauslegung. Dabei zeichnet sich besonders die Adventszeit aus mit ihren Roraten (Metten), Frühgottesdiensten, die um 5 oder 6 Uhr bei Kerzenlicht Statt finden und unter dem Volke ganz außerordentlich beliebt sind. Leider hat sich diese erhebende Feier nur noch in wenigen Gemeinden erhalten, da dieselbe von der aufgeklärten Generalsynode v. J. 1791, welche darin Katholicismus witterte, verboten wurde. — Der Palmsonntag und Charfreitag werden durch eine besonders reiche Liturgie hervorgehoben; der Geistliche verliest die Leidensgeschichte des HErrn nach den Evangelien, und dazwischen singt die Gemeinde bei den Hauptstellen einschlägliche Verse aus den Passionsliedern. Der Sonntag wird Sonnabend Mittags und Abends durch das Läuten der großen Glocke angekündigt, an den großen Festen aber und deren Vorabenden wird mit allen Glocken geläutet. Die Glocke hat überhaupt für das religiöse Volksleben große Bedeutung. Jeden Tag ertönt sie Mittags und Abends und mahnt dadurch zum Gebet. Es hat sich auch wirklich noch die schöne Sitte erhalten, beim Schalle der Glocke das Haupt zu entblößen und ein stilles Gebet zu sprechen. An vielen

Orten wird auch noch des Nachts um 10 und 3 Uhr geläutet.

Die Gnadenmittel stehen bei dem Slovaken in zweifelloser Hochachtung. Die heil. Schrift ist ihm von vorne herein das wahrhaftige geoffenbarte Wort Gottes, und den Glauben an dessen unbedingte Auctorität läßt er sich durch kein Grübeln der Gelehrten trüben. Er ist so in der Bibel zu Hause, daß sich die ungläubigen Pfarrer außerordentlich in Acht nehmen müssen, um bei dem Volke nicht Anstoß zu erregen, denn es kommt nicht selten vor, daß die Väter der Gemeinde einem solchen Geistlichen ein entschiedenes Bekenntniß entgegenhalten und ihn ersuchen, wenn er selbst so unglücklich wäre den Glauben nicht zu besitzen, möge er doch wenigstens den des Volkes schonen. Die heil. Schrift ist unter ihnen noch der unversiegbare Quell, welcher alle Lebensverhältnisse durchdringt und alle Volkssitten heiligt. Wir erinnern nur an die slov. Hochzeitsgebräuche, die wir anderwärts besprochen haben; sie zeigen am klarsten, wie tief das Wort Gottes in das Volksleben eingreift. Selbst rein irdische Geschäfte werden durch Anführung von Schriftstellen und Gebet geweiht. So knieet der Landmann auf seinem Felde nieder, bevor er den Samen ausstreut und ruft den HErrn an, Seinem Schutze die Saat empfehlend. Auch wird kein Brod angeschnitten, es sei denn vorher mit dem Kreuzeszeichen im Namen des dreieinigen Gottes gesegnet.

Die Taufe wird an den neugeborenen Kindern gleich in den ersten Tagen und zwar stets in der Kirche vollzogen. Zum Tische des HErrn geht Jeder mindestens 4-mal jährlich, in der Regel das ganze Haus auf einmal. Die Altersschwachen und Kranken empfangen das heil. Sakrament zu Hause aus der Hand des Geistlichen. Das Begräbniß trägt immer einen kirchlichen Charakter. Das so-

genannte stille Begräbniß kennen die Slovaken nicht. Jede Leiche wird unter Glockengeläute, mit Gesang, Gebet und meist auch mit einer Trauerrede, bestattet. Nur bei Selbstmördern und Hingerichteten macht man eine Ausnahme; denn Abendmahlsverächter, denen man ebenfalls ein kirchliches Begräbniß verweigern müßte, kommen unter dem slov. Volke nicht vor. Die öffentliche Kirchenzucht, mit der es früher sehr streng genommen wurde, ist freilich wegen der mangelhaften Erkenntniß der Geistlichen und der lockeren Kirchenverfassung größtentheils in Verfall gerathen, sie könnte aber ganz leicht wieder hergestellt werden, da sie noch immer an der ernsten christlichen Zucht des Hauses einen guten Halt hat. Die Ehe wird in hohem Grade in Ehren gehalten, daher sind Ehescheidungen etwas Unerhörtes, und auch die unehelichen Geburten zählen zu den Ausnahmsfällen. Hie und da müssen sich noch die Brautleute gleich nach der Verlobung einem Katechismusexamen vor dem Geistlichen unterwerfen, und falls sie zurück sind in christlicher Erkenntniß, sich einen nochmaligen Unterricht von ihm ertheilen lassen.

Leider sind so manche der hier geschilderten guten alten Sitten schon an vielen Orten namentlich in den Städten im Verschwinden begriffen. Und wenn wir uns die überaus traurige Lage des Volkes vergegenwärtigen, wird uns das auch nicht beremden; ja wir werden es vielmehr bewundern müssen, daß sich trotz der magyarischen Wühlereien und der Gottlosigkeit der sogenannten Intelligenten, die den Glauben und die Sitte des Volkes zu vernichten streben, noch so viel kirchliches Leben erhalten hat. Dies verdankt der Slovak zum großen Theil einem köstlichen Gute, das ihm die Feinde nicht nehmen konnten, und das ist das geistliche Lied. Die Bedeutung des eigentlichen Volksliedes für das Volksleben haben wir ja bereits kennen

gelernt. Wenn auch die dem Magyarismus oder anderen Götzen dienenden Miethlinge von den Kanzeln herab dem Volke nicht das wahre Brod des Lebens reichen, wie es jetzt durch Gottes gnädige Hülfe fast durchweg in Deutschland geschieht: so erquickt sich doch das arme Volk an den alten Kernliedern, die von Geschlecht zu Geschlecht überliefert unter ihm die Einfalt des christl. Glaubens erhalten und pflegen. Dabei wirken auch mit die guten alten Erbauungsschriften, welche theils ursprünglich slavisch, theils treffliche Uebersetzungen aus dem Deutschen sind. Schriftforscher wie Joh. Arndt und Liederdichter wie Paul Gerhard sind den Slovaken wohlbekannt und bei ihnen sehr beliebt. Da die Kirchensprache der Slovaken dieselbe ist, wie die ihrer slavischen Brüder in Mähren und Böhmen, so haben sie einen reichen Schatz von Erbauungsschriften und Kirchenliedern. Sie haben auch eine gemeinsame treffliche Bibelübersetzung. Nächst der heil. Schrift ist dem Volke das liebste Erbauungsbuch das Gesangbuch „Tranoscius," so genannt nach dem ehemaligen Pfarrer zu Werbitz-St. Nicolau, Georg Tranovsky, der es im J. 1635 zuerst herausgegeben hat. Dieses Gesangbuch erlebte viele Auflagen mit bedeutenden Zusätzen; in der prager Ausgabe v. J. 1784 hat es sogar die Anzahl von 2000 Liedern erreicht. Mit den Kernliedern sind die Slovaken so vertraut, daß sie die meisten auswendig wissen. Oft wird bei der gemeinsamen Arbeit, besonders an den langen Winterabenden, ein schönes Lied zur Erbauung angestimmt. Selbst der Fuhrmann singt andächtig unterwegs neben seinem Wagen und im Stalle bei seinen Pferden. Beispielshalber theilen wir dem lieben Leser eins der alten slovakischen geistlichen Volkslieder, welches die Ueberschrift führt „Die heilige Nachtigall" in getreuer deutscher Uebersetzung mit.

Die heilige Nachtigall.

Ich kenne ein ſchön' Bäumelein,
Ein Oelbaum iſt's wie Gold,
Auf welchem eine Nachtigall
Singt Liedchen zart und hold.
Ach, wie ſo gern ich ſie doch ſeh',
Wenn ſie ſo ſinget in der Näh',
Die liebe Nachtigall.

Die Zweige dieſes Bäumeleins
Sind immer friſch und grün
Und ausgebreitet wunderbar
Nach jeder Gegend hin.
Zwölf Aeſte hat dies Bäumelein,
Wo jenes traute Vögelein
Gar lieblich ſchlägt und ſingt.

Und dieſe holde Nachtigall,
Von der ich ſinge euch,
Iſt Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn,
Der HErr in ſeinem Reich.
Deß Stimme iſt ſo ſanft und leis, —
Sie wiederhallt im Erdenkreis
Und rührt die Herzen ſehr.

Ich hörte dieſe Stimme einſt,
Als ich verirret war,
Da kam zu dieſem Oelbaum ich
Alleine ganz und gar;
Hier hörte ich den holden Sang,
Der meine Seele tief durchdrang
Und war ſo voller Troſt.

Als aber meine Seele dann
Schlief ein vor Müdigkeit,
Ward sie auf einmal sanft geweckt
Von Sanges Lieblichkeit.
Sie horchte auf die Stimme sehr
Und freute sich, denn sie kam her
Von Gottes liebem Sohn.

Wie groß ist doch nun mein Gewinn.
Da ich so lausche fein!
Könnt' ich denn finden Schöneres
Auf dieser Erde? — Nein! —
Viel Segen bringt mir der Gesang,
Für ihn wollt' ich mein Lebelang
Leiden auf dieser Welt.

Von nun an will die Seele nichts,
Will nichts von dieser Welt;
Was sie verlangt mit Heilsbegier,
Ist dies, was ihr gefällt:
Stets nah' zu sein der Nachtigall —
Und JEsu Christo überall
In Liebe nachzugehn.

Mit Nikodem um Mitternacht
Verlaß ich meine Ruh'
Und geh' zu JEsu in die Lehr'
Und höre fleißig zu;
Die Nachtigall hat ihre Weis,
Um Mitternacht zu Gottes Preis
Zu singen Liedchen fein.

Eh' mich begrüßt das Morgenroth,
Geh' ich mit Petrus fort
Zum Schifflein dort am großen Meer,
Und ſieh, der HErr iſt dort.
Er reichet uns die ſtarke Hand
Und ſetzet uns an's feſte Land —
Wo Er iſt, flieht Gefahr.

Noch eh' die Sonne bricht hervor
Eil' ich zum Grabe hin;
Vielleicht ſingt dort die Nachtigall?
— Das war Maria's Sinn.
Dort gibt die Salbe ihren Duft,
Und find' ich Ihn, wenn Er mich ruft:
Wie wird mein Herz erfreut!

Ja, mit der Kananiterin
Ruf' ich nur JEſu nach
Und ſuch' Ihn früh, im Glauben ſtark:
Folg' Ihm den ganzen Tag.
Er iſt allein des Troſtes Hort,
Er hilft mir auf mit Seinem Wort,
Ich werd' Ihm nie zur Laſt.

Und wenn der Mittag kommt heran
Folg' ich der Sünderin
Wohl Schritt für Schritt zum Jakobsbronn
Mein Vöglein flog dahin.
Hier finde ich den guten HErrn,
Den Heiland JEſus, dem ſo gern
Hört meine Seele zu.

Und in der Vesperſtunde dann
Folg' ich dem Schächer fern,
Mit dieſem will ich neigen mich
Zum Kreuze meines HErrn.
Was hör' ich hier, o JEſu mein!
Fürwahr, noch heute ſoll ich ſein
Im Paradies mit dir? —

Und wenn ſich dann die Sonne neigt,
Mit Joſeph fort ich will —
Ach, Alles iſt ſo traurig hier,
Das Vöglein todtenſtill!
Gar bitter traure ich und wein'
Am kalten, ſchweren Leichenſtein
Meines geliebten HErrn.

Und wenn die Abendruhe naht,
Nach Emmaus ich geh,
Die Luft iſt ſchwül und drückend heiß,
Mir wird ſo bang und weh. —
Doch ahne ich mein großes Glück,
Daß meinen HErrn ich ſelbſt erblick'
Auf dieſer Reiſe mein.

Wenn ich dann in die Herberg' geh'
Und ſuche meine Ruh',
So flehe ich dem lieben Gaſt
Und bitte: bleibe Du! —
Bald höre ich die Nachtigall;
Sie weckt mich auf mit ſüßem Schall, —
Am jüngſten Tag gewiß.

Ach ſinge, ſinge, Vögelein!
Und rufe mich von hier,
Weck' meine Seele aus dem Schlaf,
Daß ſie verlang' nach Dir!
O JEſu, Du mein lieber HErr,
Gib, daß ich Deine Stimme hör'
Im letzten Stündelein! —

Schlußwort.

Blickt der freundliche Leſer zurück auf das Ganze, das ihm dieſes Büchlein getreu in aller Kürze vorgeführt hat, ſo wird er vielleicht in das Urtheil einſtimmen, das ein deutſcher Freund des unglücklichen ſlovakiſchen Volkes vor Kurzem öffentlich ausgeſprochen hat: „Die lutheriſchen Slaven ſind ein wahres Märtyrervolk, und haben ihr Martyrium auf alle Weiſe auf Römiſch und Magyariſch durchgemacht, und noch iſt ihr Glaube nicht ausgetilgt, noch ſtreiten und dulden ſie für denſelben. Das gibt Hoffnung, daß Gott ihr Elend zu einem guten Ende führen wird, wenn Er das Gefängniß der Gefangenen wendet.“ Dieſe Hoffnung hegen auch die jetzigen viel geſchmähten und hart verfolgten ſlov. Führer, und dieſer Glaubenstroſt macht ſie ſtark und muthig, daß ſie in der Hitze der ſchweren Kämpfe für das gute gottgegebene Recht ihres Volkes nicht unterliegen.

Der Verfaſſer dieſer Schrift, ein treuer Sohn ſeines ſchwergeprüften ſlovakiſchen Volkes, hat mit dem Haſſe gegen die Magyaren und Magyaronen, wie ihn Dieſe gegen ihn und ſein Volk kundgeben, nichts zu ſchaffen; er thut ihnen auch kein Unrecht, betet vielmehr auch für ſie. Obwohl ſie die ärgſten Feinde ſeines heißgeliebten Volkes ſind, und

er über ihr Treiben bittere Klagen führen muß, so thut er es doch nur mit blutendem Herzen und erlaubt sich über sie kein verdammendes Urtheil. Aber die Geschichte hat die Aufgabe, die Wahrheit ohne alle Schminke Jedermann offen zu sagen, und das thut jetzt in Ungarn um so mehr noth, als das Maß der Leiden und Ungerechtigkeiten, welche die Slovaken von ihren Landsleuten und sogar von ihren eigenen Glaubensbrüdern zu tragen haben, schon so voll ist, daß das Wort der Schrift: „Wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien" (Luc. 19, 40) sich auch hier erfüllen muß.

Namentlich die Magyaronen, die, von Geburt nicht Magyaren, ihr frommes gesundes und fröhliches slovakisches Volk schmählich verrathen und sich für etwas ausgeben, was sie nicht sind, möchten doch jetzt endlich Buße thun, um das Maß ihrer Sünden nicht voll zu machen. Selbst die geistlichen Führer dieser Farbe entblödeten sich nicht, das gegenwärtige tausendjährige Jubelfest der Gründung der christlichen Kirche dem slovakischen Volke zu verkümmern, indem sie ihre Distrikte, Seniorate und Gemeinden auf alle mögliche Weise von der Feier des großen Festes abhielten und noch immer abhalten. Das schon bekannte im magyaronisch-unionistischen Dienste stehende Blatt „Evanjelik", welches doch nach dem Vorgeben dieser Herren, gerade zur Belehrung und Erbauung der evangelischen Slovaken bestimmt ist, hat das Jubelfest und überhaupt die Bekehrung der Slovaken durch Cyrill und Method noch mit keinem einzigen Worte erwähnt. Sollten diese „autonomen" Geistlichen das Wort der Schrift nicht beherzigen: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach" —? (Hebr. 13, 7.)

Das große Hauptfest ist in Welehrad, der ehemaligen Residenzstadt der großmährischen Fürsten und dem mehrjährigen Sitze der Slaven-Apostel Cyrill und Method, 8 Tage lang vom 5. bis 12. Juli d. J. mit großer Feierlichkeit unter Betheiligung von mehr als 100,000 Gläubigen aus dem Volke und 1200 Geistlichen und mehreren hohen kath. Würdenträgern begangen worden. Die dort Versammelten waren größtentheils aus Mähren und Böhmen und anderen umliegenden slavischen Ländern. Auch die kath. Slovaken nahmen regen Antheil an dieser Hauptfeier. Blos die evangelischen Slovaken waren weder in Welehrad vertreten, noch hatten sie sich zu einem gemeinschaftlichen Feste unter sich vereinigt. Nur der Distrikt des Super. Dr. Kuzmány hat das Fest auf eine würdige Weise begangen, freilich jede Gemeinde für sich und in stiller Zurückgezogenheit. Dasselbe haben auch einige unter den sogenannten autonomen Superintendenten stehende Gemeinden gethan, namentlich in den slovakischen Gegenden Niederungarns. Hier verdient ganz besonders der Senior des batsch-syrmier Seniorats, Tessényi, Anerkennung. Obwohl die unter seiner Oberleitung stehenden Slovaken an Zahl den Deutschen etwas nachstehen, so hat er doch auf dem Senioralconvente die wichtige Frage, wie die dortigen slovakischen Gemeinden das Gedächtniß der Gründung des Christenthums unter ihren Vätern am würdigsten begehen könnten, zur Verhandlung gebracht und zu einer erfreulichen Lösung geführt.

Die trostlose Lage der evangelischen Slovaken ist wohl noch nie so empfindlich zu Tage getreten, wie jetzt. Das große Fest, das vom ganzen Volke und allen seinen Führern mit Jubel und Frohlocken begrüßt werden sollte, findet es in Noth und Trübsal. Statt des festlichen Halleluja kann das Volk nur das schmerzliche Kyrie eleison singen; an-

ſtatt gemeinſam die großen Thaten Gottes zu preiſen, muß Jeder einſam in Staub und Aſche ſitzen und klagen: Ach Herr, wie lange! ... Und doch wird der HErr der Kirche auch dieſer Feier des J. 1863 Seinen Segen nicht verſagen. Werden ſich doch manche Augen, die bisher blind waren für ihr Elend, öffnen, und manche Hände, die bisher läſſig waren, zum inbrünſtigen Gebet erheben und den gnädigen Gott anflehen, daß Er die Gefangenſchaft Seines Volkes wenden möge. Und darum bitten wir auch Euch, lieben Leſer, daß Ihr uns beiſtehen möget in unſerer Noth und recht anhalten in treuer brüderlicher Fürbitte für dieſe Eure armen Glaubensgenoſſen. Vergeſſet nicht, daß wir Alle Glieder eines Leibes ſind, deſſen Haupt Jeſus Chriſtus iſt, und daß wenn ein Glied leidet, ſo leiden ſie alle mit. Die Volkskirche der evang. Slovaken iſt ein ſolches ſchmerzensreiches Glied. Wer Herz und Augen hat, wird's beſtätigen. Wollt Ihr, theure Glaubensbrüder, nah und fern, Euch ein recht anſchauliches, lebendiges Bild von unſerer Lage entwerfen, ſo vergegenwärtigt Euch die Worte des 44. Pſalmes, der zum eigentlichen Klage- und Troſtliede unſerer Kirche und unſeres Volkes geworden iſt. Rufet mit uns: **„Erwecke Dich HErr, warum ſchläfſt Du? Wache auf und verſtoße uns nicht ſo gar. Warum verbirgſt Du Dein Antlitz, vergiſſeſt unſeres Elendes und Dranges? Denn unſere Seele iſt gebeuget zur Erden; und unſer Leib klebet am Erdboden. Mache Dich auf, hilf uns; und erlöſe uns, um Deiner Güte willen!“** Amen!

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorwort . . . . . III—IV

Einleitung . . . . . 1—16

Vorbemerkungen. Die slavischen Volksstämme. Ihre älteste Geschichte. Religion und Sitten. Charakter.

I. Kapitel: Die Bekehrung der Slovaken zum Christenthum durch die Slaven-Apostel Cyrill und Method . . . 17—39

Erste Missionsversuche unter den einzelnen slav. Stämmen. Entscheidende Thätigkeit Cyrill's und Method's in der Bulgarei und in dem großmährischen Reiche. Ihre Uebersetzung der heil. Schrift. Christianisirung der Russen und Polen. Niederlage des Heidenthums unter den polabischen Slaven und ihre nationale Vernichtung.

II. Kapitel: Die christliche Kirche unter den Slovaken von Method's Tode bis zur Reformation (885—1517) . . . 40—62

Anfeindung der slav. Liturgie durch deutsche Priester. Wiching. Vernichtung des großmährischen Reiches durch

Seite

die Magyaren. Volksreligion der heidnischen Magyaren. Einführung des Christenthums unter den Magyaren durch den ersten ungar. König Stephan. Regelung der ungar. Verfassung. Uebersicht der ungar. Geschichte bis zur Herrschaft des Hauses Oesterreich. Der kirchliche Verfall. Johannes Hus. Verbreitung seiner Lehre unter den Slovaken. Verbreitung der Reformation in Unzarn.

III. Kapitel: Die ev.-luth. Kirche der Slovaken, und ihr Märtyrerthum unter den Verfolgungen der Jesuiten (1517 bis 1791) . . . . . 63 - 94

Verbreitung der luth. Lehre in Ungarn. Auftreten der Jesuiten. Entstehung der reform. Kirche unter den Magyaren. Uebersicht der Geschichte der ev. Kirche Ungarns unter den Königen aus dem österr. Hause bis auf Leopold II. — Lage unter Ferdinand I. und Maximilian (II.). Verfolgung unter Rudolph. Bocskay und der wiener Friede. Reichspalatin Grf. Georg v. Thurzo. Organisation der ev.-luth. Volkskirche durch die Synoden zu Silein und Kirchtrauf. Der Jesuit Pázmány. Bedrängnisse unter Ferdinand II. Gabr. Bethlen und der nickolsburger Friede. Semptauer Consistorium. Ferdinand III. Georg Rákóczy und der linzer Vertrag. Schwere Verfolgungszeit unter Leopold I. Die zehn Jahre 1670–80. Das Blutgericht Caraffa's zu Eperies. Glaubensmuth der beiden Märtyrer v. Keczer. Aufstand unter Franz Rákóczy II. und der szathmarer Vertrag. Rosenberger Synode. Karl III. (VI.) Seine beiden Resolutionen. Die 4 Superintendenzdistrikte der ev.-luth. Volkskirche Un-

Seite

garns. Bedrückungen unter Maria Thereſia. Aufhebung des Jeſuitenordens durch Mitwirkung Joſeph's II. Toleranzedikt Joſeph's. Staatsrechtliche Anerkennung der Evangeliſchen durch den 26. Geſetzartikel v. J. 1791.

IV. Kapitel: Die Leidenszeit der ev.-luth. Slovaken unter dem Magyarismus (1791—1863) . . . . . 95—156

Anfänge der magyariſchen Herrſchſucht. Peſther Generalſynode v. J. 1791. Willkürherrſchaft der unkirchlichen Adeligen in der ev. Kirche. Magyariſationsgelüſte. L. v. Koſſuth. Verhältniß zur römiſch-kath. Kirche. Die Grafen Joh. v. Mailáth und Karl v. Zay. Die Unionsbeſtrebungen des Letzteren. Mißhandlung der Slovaken. Hurban's „Union". Magyariſation der Schulen. Die Revolution und die Leiden der Slovaken während derſelben. Czegléder Synode und die allgemeine magyariſche Union. Haynau's Edikt v. J. 1850. Organiſation der Lehranſtalten. Geſetzentwurf zu einer Kirchenverfaſſung v. J. 1856. Das k. k. Patent v. 1. Sept. 1859. Die magyar. Agitation verhindert die Durchführung des Patentes. Die ſogenannten Autonomen und Patentaliſten nach dem 15. Mai 1860. Magyariſche Willkürherrſchaft in der ev. Kirche. Wiederaufnahme der magyar. Unionsbeſtrebungen. Die Superintendenz des Dr. Kuzmány. Verfolgungen der treuen ev. Geiſtlichen und Lehrer durch die Magyaronen. Die Verwüſtung der Kirche.

Schulweſen . . . . . 131—139

Verfall und Verderbniß der Schulen. Nothwendigkeit der Errichtung ſlovakiſcher Lehranſtalten.

Seite

Volksleben und Volkssitte in Haus und Kirche . . . . 139—153

Charakter der Slovaken. Lebensweise und Tracht. Volkslied. Patriarchalisches Wesen. Familie. Hausandacht. Kirchlicher Gottesdienst. Geistliches Lied.

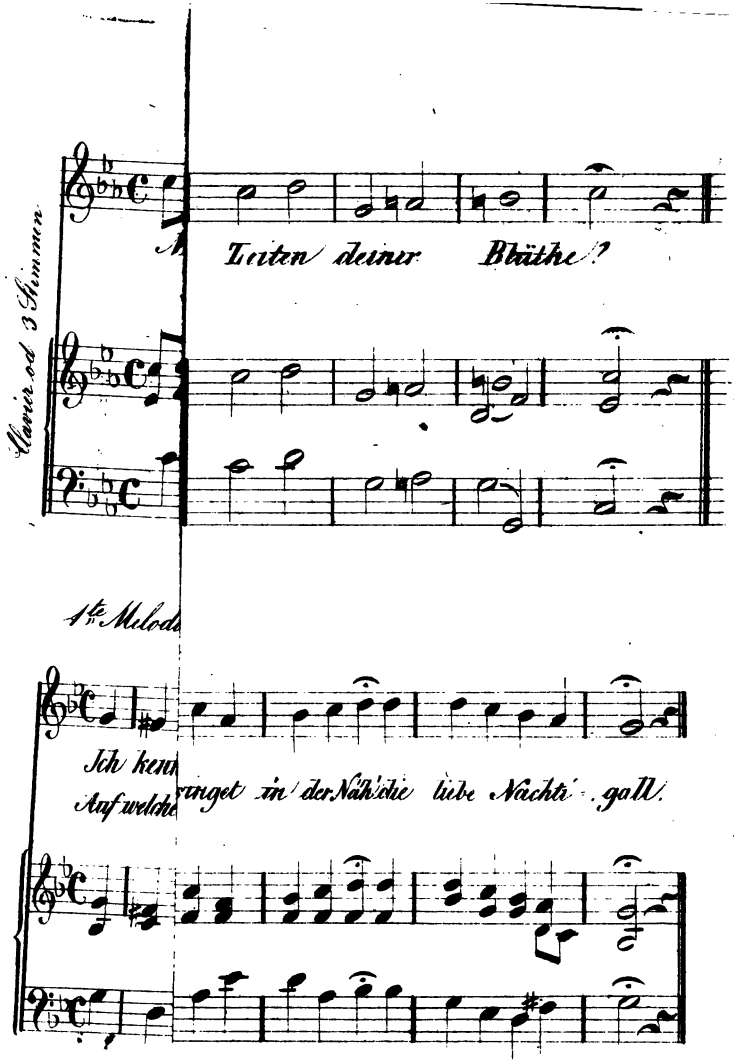
Schlußwort . . . . . 153—156

Blick auf das Ganze. Das 1000-jährige Jubelfest. Wort an Feinde und Freunde.

Druckfehler:

S. 5 Z. 8 v. o. statt mii zu lesen mit.
„ 23 „ 13 v. u. „ Brüderstämme zu lesen Bruderstämme.
„ 89 „ 10 v. o. „ führken zu lesen führten.
„ 135 „ 6 v. u. versucht zu streichen.

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

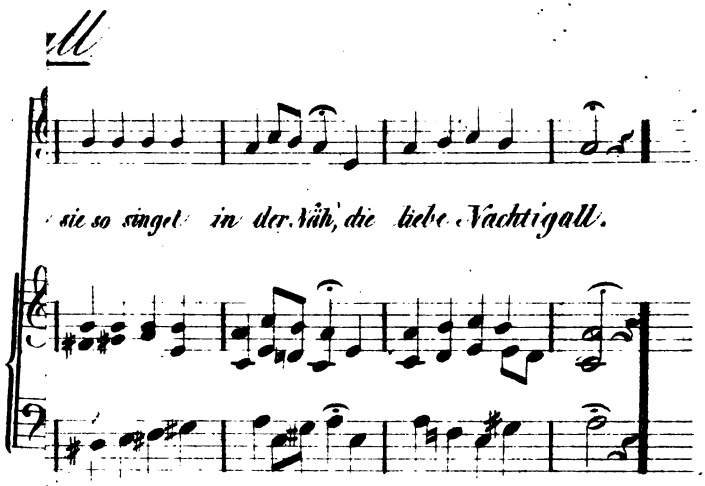


Clavier od 3 Stimmen

M Zeiten deiner Blüthe?

4te Melod

Ich kenn
Auf welche singet in der Näh' die liebe Nachti - gall.


sie so singet in der Nah, die liebe Nachtigall.

DUE MAY - 9 '50
DUE MAY 23 '50
DUE MAY 21 '50